



# Information

1 Februar 2003

■	Andacht	3
■	<b>Indien</b>	
	Einschränkung der Religionsfreiheit	4
	Computer für Indiens Ureinwohner	6
	»Eine Botschaft an Euch« Interview mit Moderator B. Lakra	8
	Generalsekretär des YMCA in Ranchi verabschiedet	10
■	<b>Sambia</b>	
	Endspiel im Rodtmann Cup Sambias Frauen begehren auf	12
■	<b>Fürbitten</b>	15
■	<b>Nepal</b>	
	Eine Karikatur aus Nepal	19
	Ein Tanztheater gegen Prostitution	20
■	<b>Deutschland</b>	
	Leben und Arbeiten in der Lausitz	22
	Abschiebungshaft – Missbrauch staatlicher Gewalt?	25
	»Man packt etwas an und weiß nicht, was daraus wird.«	27
■	Kurznachrichten	30



**Titelbild: Indisches Mädchen**  
Foto: Heiner Heine



## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

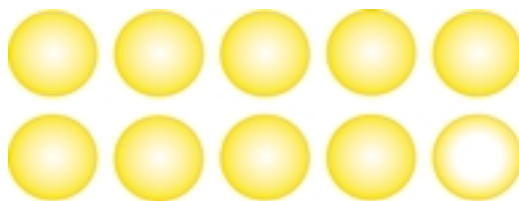
ich begrüße Sie zum Jahr 2003. Mit diesem Jahr hat sich das Gossner Team nochmals neuen Aufgaben gestellt: Wir haben als neuen Direktor Tobias Treseler hinzugewonnen, der aus der kirchlichen Jugendarbeit kommt, und Udo Thorn, der das neu geschaffene Doppelreferat Gesellschaftsbezogene Dienste / Sambia übernimmt. Damit ist unser Team von vier auf fünf Personen erweitert. Neue, erfahrene Kollegen bringen innovative Impulse – darauf freuen wir uns; doch »ein zusätzliches Referat in Zeiten knappster Finanzen?«, so fragen Sie sich vielleicht. Gerade in Zeiten der Globalisierung wollen wir nicht vor den daraus resultierenden Herausforderungen die Augen verschließen. Die welt-

weite Verflechtung nimmt die Christinnen und Christen in besondere Pflicht – dem wollen wir uns mit dem verzahnten Arbeitsgebiet »Nord-Süd« stellen.

Diese Ausgabe enthält eine Fülle von Beiträgen aus unseren Partnerländern, aus unserer Arbeit in Deutschland und – Gebete für die Fastenzeit. Diesmal bitten wir Sie, den Frauen, mit denen wir als Gossner Mission verbunden sind, im Gebet zu gedenken. Zur Frauenarbeit haben wir zusätzlich ein Materialpaket erstellt, das Sie zur Gestaltung von Fastenaktionen bei uns abrufen können.

Im Namen aller MitarbeiterInnen grüßt Sie herzlichst  
Ihre

*B. Bc W. Schwedler*



**Spenden 2003: 276.821 EUR**

# Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr sieht das Herz an.

(1. Samuel 16,7)

Nicht alle hören es gern, wenn der Unterschied zwischen Gott und Mensch so stark betont wird wie in der diesjährigen Jahreslosung. Doch auch wenn dieser Satz ein Weisheitsspruch ist, brauchen wir ihn nicht prinzipiell zu verstehen. Der Verfasser des Sammelbuches hat eine Situation gefunden, in die er passt. Der Seher Samuel soll einen neuen König für Israel salben. Am Anfang der Geschichte sieht Samuel anders als Gott. Samuel sieht gleich in dem Ersten, der ihm präsentiert wird, den geeigneten König von Israel. Denn er erscheint ihm als der Schönste und Größte. Aber am Ende der Geschichte übernimmt Samuel die Sichtweise Gottes und salbt den jungen David zum König.

Wenn uns in der Bibel etwas über die Sichtweise Gottes gesagt wird, hat das ganz entscheidende Folgen für die Menschen. Der junge David hat seine Bestimmung gefunden, weil Gott sein Herz angesehen hat. Eine weitere Folge ist, dass Menschen in die Freiheit geführt werden. Das erfahren wir gleich am Beginn der Geschichte des Volkes Israel. Gott hat das Elend seines Volkes in der Sklaverei in Ägypten angesehen (z.B. 2. Mose 3,7 f.). Aus dieser direkten Zuwendung folgt, dass der Pharao seine Macht über die Israeliten verliert

und sie als freie Menschen das Land der Knechtschaft verlassen können.

Auch Jesus hat, wenn er Menschen angesehen hat, wahrgenommen, was sich hinter der äußeren Erscheinung verbirgt. Ein Blick von ihm hat genügt, um Menschen aufzurichten und ihnen Würde und Wert zurückzugeben. Seine Art, Menschen anzusehen, hatte soziale und politische Folgen, weil die allgemein üblichen Beurteilungen und Einschätzungen nicht mehr galten.

Da die göttliche Sichtweise bekannt geworden ist, hat es bis in unsere Zeit Menschen gegeben, die diese Sichtweise übernommen haben. Wenn Jesus uns in seine Nachfolge ruft, traut er uns zu, dass wir die Menschen so sehen, wie er. Das gelingt nicht immer. Darum ist die Gegenüberstellung von zwei entgegengesetzten Sichtweisen nicht überflüssig. Dabei ist es nicht wichtig, ob wir diese menschlich und göttlich, alt und neu, lieblos und liebevoll, lebensverachtend und lebensfördernd, oberflächlich und tiefgehend nennen. Die eine Sichtweise hat Ungerechtigkeit, Existenznot, Diskriminierung, Feindschaft und Krieg zur Folge. Die andere hat zur Folge, dass Menschen neue Hoffnung, Selbstachtung und Zukunftspers-



spektiven gewinnen und ihrer Bestimmung entsprechend leben können. Wenn Menschen erkennen, dass Gott ihr Herz angesehen hat, werden sie frei von Fremdbestimmungen, und sie werden bereit, sich in der göttlichen Sichtweise einzüben. Möge die Jahreslosung diese Erkenntnis fördern und diese Bereitschaft stärken.

Marianne Puder,  
ehemaliger Mitarbeiterin  
der Gossner Mission  
in Nepal

# Einschränkung der Religionsfreiheit – ein Affront gegen Dalits und Adivasis

Am 24. Oktober 2002 verabschiedete das Parlament des indischen Bundesstaates Tamil Nadu ein Gesetz zum »Verbot erzwungener religiöser Bekehrung«, das auch kurz als »Ban on Religion« (in etwa »Religionsverbot«) bezeichnet wird. Diesem Gesetz folgend soll niemand einen Menschen durch »Gewalt, Verlockung oder Betrug« von einer Religion zu einer anderen bekehren können. Darüber hinaus soll auch die Anstiftung zu einer solchen Bekehrung nicht mehr möglich sein. Welch sozialer Sprengstoff in diesem Gesetz liegt, gehen W. Hahn und W. Gnanasekaran im Folgenden nach.

*Jede Verletzung dieses Gesetzes kann mit einer Haftstrafe von bis zu drei Jahren oder einer Geldstrafe bis zu 50.000 Rupees geahndet werden. Sollte es sich bei den bekehrten Menschen um Minderjährige, Frauen, Dalits, sogenannte Kastenlose oder Unberührbare, oder Adivasis handeln, ist die Strafe sogar noch höher angesetzt. In solchen Fällen kann es eine Haftstrafe bis zu vier Jahren und eine Geldstrafe bis zu 100.000 Rupees geben.*

## Ein Angriff gegen alle Nicht-Hindus

Dieses Gesetz mag für liberale westliche Ohren zunächst nicht weiter beunruhigend wirken, weil jeder aufgeklärte Mensch einen Religionswechsel, der mit den hier angedeuteten Mitteln zustande käme, ohnehin ablehnte oder zumindest sehr skeptisch beurteilte. Bei genauerem Hinsehen erweist sich dieses Gesetz jedoch als eine eindeutige Maßnahme, die gegen die Dalits und Adivasis gerichtet ist – unabhängig von ihrer Religion. In Tamil Nadu sind die Dalits vielfach massiven Angriffen ausgesetzt. Der Wechsel zum Islam oder

Christentum stellt hierbei häufig den Versuch dar, dem Status der Unberührbarkeit zu entfliehen und somit eine gesellschaftliche Akzeptanz zu erfahren.

Des weiteren öffnet dieses Gesetz der administrativen Willkür Tür und Tor. Obwohl in dem Text der Versuch unternommen wird, die Schlüsselwörter wie »konvertieren«, »Verlockung«, »Zwang« und »Betrug« in ihrer Bedeutung zu bestimmen, kann von einer klaren Eingrenzung auf bedenkliche religiöse Aktivitäten keine Rede sein – ganz im Gegenteil! Vor allem die unter dem Stichwort »Verlockung« gegebene Erläuterung muss auch allen Entwicklungsorganisationen Anlass zu größter Besorgnis geben, denn Verlockung ist definiert als das Angebot der Versuchung in Form von Geschenken oder Vergünstigungen sowohl in bar oder als Sachleistung oder die Gewährung von Vorteilen, in welcher Art auch immer.

## Entwicklungsfortschritte als »Verlockung«?

Wer garantiert, dass nicht selbst ein harmloses Programm zur För-

derung einkommenschaffender Maßnahmen als Verlockung zum Religionswechsel ausgelegt wird, wenn die sonstigen Aktivitäten einer Entwicklungseinrichtung aus einem ganz anderen Grund misslieblich werden? Damit dürfte klar sein, dass dieses Gesetz unter dem Deckmantel der Bekämpfung fragwürdiger religiöser Praktiken eine unzweideutige Kampfansage an alle Bemühungen der Dalits und Adivasis darstellt, sich von ihrer Ausbeutung und Knechtung zu befreien. Dennoch haben die Gesetzesmacher die Stirn, es als ein Gesetz gegen »soziale und interessenbezogene Gruppen« zu verkaufen, »welche die harmlosen und unschuldigen Menschen der untersten Klasse ausbeuten« wollten!

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, warum sich gerade die hindufundamentalistischen Kräfte so vehement gegen eine Konvertierung der Dalits und Adivasis wehren, obgleich diese doch »eigentlich« gar keine Hindus sind. Warum werden die Dalits und Adivasis als Mitglieder eines Glaubens- und Traditionensystems betrachtet und nun so-



Die hindufundamentalistische Bewegung in Indien (Hindutva) wird von radikalen Hinduorganisationen (RSS, VHP), aber auch von der Regierungspartei BJP getragen. Religiöse und ethnische Minderheiten (Christen, Muslime, Adivasi) geraten zunehmend unter Druck.

gar fast zwangsweise darin festgehalten, obwohl ihnen gleichzeitig in vielen Fällen der Zutritt zu den Tempeln dieser Religion verwehrt wird und früher für sie sogar das Lesen der heiligen Schrift verboten war?

Es war der Premierminister höchstpersönlich, der vor etwa zwei Jahren die Diskussion nach der Welle von Gewalttaten an Christen auf die falsche Schiene setzte, indem er sagte, Indien müsse jetzt dringend über Konvertierung diskutieren (und nicht

über das Grundrecht auf freie Religionsausübung!). Dafür gibt es im Grunde genommen nur die Erklärung über die Schimäre von Indien als einer reinen »Hindunation« und über die Magie der großen Zahl. Beide sind notwendig, um die Dominanz des Hinduismus gegenüber den anderen Religionen behaupten zu können – aber man ist weit davon entfernt, für dieses »Hindustan« eine Vision sozialer Gerechtigkeit zu entwickeln und dadurch eine innere Attraktion aufzubauen. Da-

lits und Adivasis würden auch weiterhin bloß als billiges Arbeitskräftepotenzial benötigt. Ein massenhafter Exodus, gewissermaßen eine Abstimmung mit den spirituellen Beinen, wäre also nicht nur ein ökonomisches Desaster, sondern käme auch einer Bankrotterklärung für die kulturelle Grundlage dieses »Hindustans« gleich und muss schon in den Anfängen verhindert werden.

### Politik der Hardliner

Es ist zu befürchten, dass sich mit diesem Gesetz die regionalen und religiösen Spannungen verschärfen. Während die Oppositionsparteien den gesetzlichen Erlass verurteilen und in ihm einen Angriff auf Religionsfreiheit und demokratisches Bewusstsein sehen, begrüßen führende Hindu-Politiker diesen »kühnen Schritt« in Tamil Nadu und hoffen auf eine baldige Ausweitung des Gesetzes auf alle indischen Bundesstaaten. Die 4000 katholischen und protestantischen Schulen in Tamil Nadu nahmen an einem eintägigen Streik am 4. Oktober teil und vielerorts wurde gegen das Gesetz demonstriert. Die Christen und Christinnen Indiens hoffen auf eine weltweite Unterstützung und Solidarität, um sich der religiösen Verfolgung entgegenstellen zu können.

Quellen: W. Gnanasekaran, Tamil Nadu – Das Gesetz gegen Bekehrungen, in: Infodienst Indien (ELM), November 2002; W. Hahn

# Computer für Indiens Ureinwohner

Seit Jahren bestehen enge Kontakte zwischen der Mahatma-Gandhi-Oberschule in Berlin-Marzahn und die Lutheran High School in Chaibasa (Nordost Indien). Im Herbst 2002 besuchten erstmals je vier SchülerInnen und LehrerInnen der Berliner Schule ihre indischen Partner. Seitdem herrscht reger Austausch zwischen den beiden Schulen – per Internet. Ernst-Gottfried Buntrock, der Initiator dieser Partnerschaft der besonderen Art, berichtet.

## Schulpartnerschaft

Die Partnerschaft mit der Schule in Chaibasa begann bereits 1982. Damals besuchte Frau Guria, Gründungs-Direktorin der High School, Ost-Berlin. Da es in Indien kaum geeignetes Lehr- und Unterrichtsmaterial gab, bat Frau Guria uns um entsprechende Anschauungstafeln vor allem für den Biologieunterricht. Wir sammelten in der gesamten DDR die



gewünschten Unterlagen – selbst das Hygienemuseum in Dresden unterstützte uns – verpackten sie in Container und schickten sie nach Indien. Die nun zwanzig Jahre währende Partnerschaft zwischen Berlin und Chaibasa war geknüpft.

Von 1998 bis 2000 war Pfarrer Gagrai aus Chaibasa mit seiner Familie als Gast des Ökumenischen Forums und der Mahatma-Gandhi-Schule in Berlin. Dieser Besuch hatte die Partnerschaft zwischen den beiden Schulen vertieft. Seit seiner Rückkehr nach Indien ist Pfarrer Gagrai Sekretär und Koordinator des Partnerschafts-Komitees der dortigen Schule.

## Begegnung in Chaibasa

Als Arbeitsgruppe »Inder, Kinder und...Computer« der Lokalen Agenda 21 Marzahn-Hellersdorf führen wir nun nach Indien – ausgestattet mit zwei gespendeten Computern. Vor Ort kauften wir noch fünf weitere Computer indischer Produktion und nun konnten wir unser Vorhaben, die Einrichtung eines Computer-Kabinetts in der Schule, in Angriff nehmen. Nicht gerechnet hatten wir mit den vielen Widrigkeiten in der abgelegenen Region: Regelmäßig wiederkehrende, nervi-

ge Stromausfälle und die fast ständige Unterspannung des elektrischen Netzes. So mussten wir zusätzlich Batterien und Spannungsregler einbauen. Ebenso war es erforderlich, alle Elektro-Leitungen im PC-Raum zu erneuern. Endlich war es so weit: Das Computer-Kabinett konnte eingeweiht werden und erfreute sich von Anfang an großer Beliebtheit bei den Lehrern und Schülern gleichermaßen. Gemeinsam erlernten nun die indischen und deutschen Schüler und Lehrer, die PC-Technik zu beherrschen. So dürfte die Lutheran High School Chaibasa heute über das beste PC-Kabinett im gesamten Kreis West-Singbhum verfügen!

## Zusammenleben

Die Schulen in Chaibasa werden inzwischen von über 1600 SchülerInnen besucht und bieten etwa 50 Internatsplätze. Die SchülerInnen sind mehrheitlich Adivasi (Ureinwohner) aus verschiedenen Stämmen und stehen damit unterhalb des indischen Kastensystems. Die deutschen SchülerInnen und LehrerInnen waren tief beeindruckt von der überwältigenden Gastfreundschaft in der Schule, aber auch in den Privathäusern. Die Befürch-

tung, dass wir als die Reichen mit Geld und Technik die Armut der Inder beschämen könnten, war unbegründet. Das Selbstbewusstsein der Partner, ihre kulturelle Überlegenheit – was Musik und Tanz, Zusammenhalt in der Familie und Geschichtsbewusstsein anbetrifft – und teilweise auch ihr relativer Wohlstand ließen sie »auf Augenhöhe« mit uns verwöhnten Deutschen erscheinen. Wir waren die Beschenkten und fühlten uns als die Beschämten. Keiner von uns beklagte sich über die nach deutschen Maßstäben primitiven Verhältnisse im Quartier. Neun Personen schliefen in zwei Räumen des Gästehauses, dem alten Missionarshaus. Jeder hatte ein Bett und ein Moskitonetz, das auch als Wäschetrockner diente.

Gemeinsam schwitzten wir bei hoher Luftfeuchtigkeit und Temperaturen um 30°. Trotz der Hitze war die Wäsche erst nach mehreren Tagen trocken. Wir feierten am 2. Oktober Gandhis Geburtstag mit der Schule und am 3. Oktober mit der Gemeinde Kiriburu den Tag der deutschen Einheit. Auch dort, an der Grenze zu Orissa, zwischen Urwald und Erzgruben eine unbeschreibliche Gastfreundschaft! Wir erhofften uns gemeinsames Lernen in Richtung auf Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung für die Schüler beider Schulen! Die himmelschreiende Armut der Mehrheit und den Reichtum der Oberschicht konnten wir nicht übersehen. Die Angst vor einem Krieg mit Pakistan – aber auch Hetze gegen diesen ungeliebten Nachbarn erlebten wir immer wieder.

## Weiterarbeit und Ausblick

Für 2003 hat das Ökumenische Forum Marzahn Herrn Pawan

Topno mit der Anleitung und Aufsicht des Projektes auf Honorar-Basis beauftragt. Er hat im November 2002 mit seiner Arbeit in Chaibasa begonnen und für die erste E-Mail nach Berlin gesorgt. Abends sollen die Computer auch für die Erwachsenen-Bildung eingesetzt werden. Die Schule will Gebühren für die PC-Kurse erheben, so dass eine finanzielle Grundlage für die Unterhaltung des Computer-Kabinetts erwirtschaftet wird. Ab 2004 müsste das Projekt sich dann selbst tragen.

Für Mai/Juni 2003 sind zwei Mitglieder des Schulkomitees der High School zur Mahatma-Gandhi-Schule eingeladen. Gegenbesuche in Indien und Einladungen von SchülerInnen nach Berlin sollen folgen.

## Kirche für andere

Wir waren Gäste der indischen Kirche – ein ungewohnter Rahmen für die überwiegend atheistischen Mitglieder unserer deutschen Delegation. Für sie war es kaum zu glauben, dass zwar 90 Prozent der indischen Schüler und ein Viertel der Lehrerschaft Nicht-Christen sind, sie aber ihr Lebenszentrum selbstverständlich in der Kirchengemeinde sehen, da von ihr aus alle sozialen und gesellschaftlichen Aktivitäten ausgehen – bis hin zum Tanzen in der alten, 130-jährigen Kirche. Neben der Schulpartnerschaft gibt es auch auf gemeind-

licher Ebene enge Beziehungen zwischen Berlin und Gemeinden der Gossner Kirche: So spendeten Berliner Gemeinden zehn Fahrräder für die indischen Pracharakas, die Dorfpastoren. Unsere Gruppe sollte dieses Geschenk nun übergeben. Die gro-



ße Freude über die stabilen, aber einfachen Fahrzeuge zeigte, dass das Geschenk sinnvoll war: Die Wege in und zwischen den Dorfgemeinden sind z. T. nur zu Fuß oder eben mit dem Fahrrad zu bewältigen. Da ist ein neues Fahrrad ein wahrhaft luxuriöses »Dienstgefährt«!

Die gemeindliche Partnerschaft soll in nächster Zukunft noch ausgebaut werden: Die Kirchenkreise Lichtenberg-Oberspree der Evangelischen Kirche im Berlin-Brandenburg und Singhbum der Gossner Kirche in Indien wollen ihre Beziehungen festigen und mit einem Partnerschaftsvertrag untermauern.

**Ernst-Gottfried Buntrock,**  
Pfarrer i. R., Vorsitzender  
des Indien-Arbeitskreises  
der GM

## »Eine Botschaft an Euch...«

### Interview mit Moderator Belas Lakra



Vor einem Jahr wurde Bischof Belas Lakra zum Moderator der Gossner Evangelical-Lutheran Church in Chotanagpur und Assam (GELC) gewählt. Damit ist er auch Mitglied des Kuratoriums der Gossner Mission. Im Oktober vergangenen Jahres besuchte Moderator Lakra erstmals Deutschland und nahm an der Kuratoriumssitzung teil. Dr. Klaus Roeber befragte den Gast nach seinen ersten Eindrücken von Deutschland.

K. Roeber: Herr Bischof Lakra, Sie haben erstmals die Gossner-Freunde in Deutschland besucht. Mit welchen Eindrücken kehren Sie nach Indien zurück?

Bischof Lakra: Ich habe viele Dinge vernommen und herzliche Gastfreundschaft erfahren, was mich sehr dankbar macht. Die Ernsthaftigkeit, mit der sich meine Gesprächspartner an den Freuden und Sorgen der Gossner-Kirche beteiligen, hat mich ermutigt. Das zeigt doch, wie eine Vertiefung unserer Beziehungen in den Jahren vor meiner Amtszeit stattgefunden hat.

#### Trennendes und Gemeinsames erfahren

K. Roeber: Seit einem Jahrzehnt gibt es die Möglichkeit, dass sich Deutsche aus Ost und West gemeinsam an dem persönlichen Austausch beteiligen. Haben Sie Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern wahrgenommen?

Bischof Lakra: Ich habe gespürt, dass die Partnerschaft mit der Gossner-Kirche hilft, auch zur Verständigung zwischen Kirchen, Gemeinden und einzelnen Chri-

sten in Deutschland beizutragen. Wer Aufgaben in der Zukunft sieht, kann leichter die Vergangenheit bewältigen, die durch Trennungen gekennzeichnet ist. Gerade diese Erfahrung wird mir auch als Moderator in meiner Kirche sehr weiterhelfen.

K. Roeber: Welche Fragen stellen Ihnen die Gossner-Freunde am häufigsten während Ihres Aufenthaltes?

Bischof Lakra: Die Frage nach den Verschiedenheiten und Spaltungen in der Gossner-Kirche. Dann kam aber gleich die Frage nach den Konflikten innerhalb der indischen Gesellschaft zur Sprache. Dieses Interesse hat sicher auch mit der Situation in Deutschland zu tun.

K. Roeber: Hat Sie dieses überwiegende Interesse an den Problemen und Schwierigkeiten irritiert?

Bischof Lakra: Zuerst fragte ich mich schon, warum meine Partner so viel hören wollen von den Angelegenheiten, die mich als Moderator, oder die Gossner-Kirche oder mein Land beschämen könnten. Dann aber fand ich her-

aus, dass es im Grunde die gleichen Probleme sind, mit denen sich unsere Freunde in Deutschland beschäftigen müssen und dass sie meinen Rat suchen, auch wenn sie mich zunächst nur nach Informationen aus Indien und der GELC fragen.

K. Roeber: Konnten Sie uns einen Rat geben?

Bischof Lakra: Ich wollte keinen Rat geben, aber ich konnte berichten, wie wir unsere Probleme angehen. Das hat unser Vertrauen zueinander gefestigt und ich erlebte die Direktheit der Fragen nicht als bloße Neugier oder Beschämung. Auch Misserfolge und Versagen und ihr Eingeständnis vertiefen das Wissen um Gleichheit vor Gott. So entsteht Würde in unseren Beziehungen, auch wenn wir uns über beschämende Ereignisse berichten müssen.

K. Roeber: Beschreiben Sie damit eine neue Qualität unsere Beziehungen und wodurch ist sie eingetreten?

Bischof Lakra: Nein, dieses ist eigentlich nicht neu. Aber es ist für mich eine neue Bestätigung in meinem neuen Amt, und weil

ich neu zum Kuratorium hinzugekommen bin, will ich es neu aussprechen. Grundsätzlich ist das aber eine Erfahrung aus der Anfangszeit unserer Missionare. Das Evangelium hat geholfen, dass wir als Adivasi unsere menschliche Würde und Rechte und später auch Gleichheit mit den Missionaren wiedererlangt haben.

## Miteinander lernen

**K. Roeber:** Können Sie zusammenfassen, was Ihnen bei Ihrem ersten Besuch wesentlich war?

**Bischof Lakra:** Meine Botschaft habe ich in der Predigt und Bibelarbeit zu Lukas 7 – der Erzählung mit der Totenauferweckung des Jünglings zu Nain – überbracht. Zusammenfassend kann ich sagen, dass wir wohl alle viele Sorgen haben, aber die Gewissheit trägt uns. Jesus tritt von sich aus in unsere Sorgen ein und er hat schon gehört und uns berührt, ehe wir selbst eine Lösung erkennen. Diese lebenspendende Gewissheit macht uns froh und wir können dafür Gott danken in unseren Familien, Gemeinschaften und die Menschen um uns herum fragen: Woher habt ihr eure Lebenskraft? Wenn wir sagen können, dass sie nicht von den indischen Göttern und nicht von den Wohlstandsgöttern in Europa kommen, geben wir dem lebendigen Gott die Ehre. Der Unterschied zwischen Indien und Deutschland ist vielleicht so zu beschreiben: Unseren Völkern geht es ums Überleben. Hier aber ist die Frage eher nach einem sinnerfüllten Leben. Das zeigt sich an der Ungeduld und Unruhe der Jugend. Deshalb ist mir der Text auch von dem Jüngling zu Nain wichtig gewor-

den als eine Botschaft an euch. Aber das ist mir erst hier in Deutschland aufgegangen. Dieses Lernen miteinander ist meine Botschaft für die Gossner-Kirche in Indien, nicht irgendwelche Belehrungen.

## Auf die Jugend vertrauen

**K. Roeber:** Sie haben oft davon gesprochen, dass Sie in der Jugend von Chotanagpur eine Hoffnung für die Gossner-Kirche sehen. Sehen Sie das auch für Deutschland?

**Bischof Lakra:** Von verschiedenen Seiten habe ich gehört, wie die Jugend in Berlin-Brandenburg an der Unterstützung für die Gossner-Kirche arbeitet. Ich habe mir berichten lassen von den Aktivitäten der Gandhi-Schule in Marzahn, die der Leiter des »Gossner-Arbeitskreises Indien« motiviert. So können die Lebenskräfte Gottes an der Jugend wirken. Es liegt nicht an der Jugend, sondern an den Lebenskräften Gottes. Weil Jung und Alt davon erfasst werden, kann ich sehr ermutigt nach Indien zurückreisen. Dort werde ich demnächst eine Jugenddelegation aus Deutschland empfangen.

**K. Roeber:** Sie haben damit schon gesagt, was Sie als nächste Aufgabe in Indien vor sich sehen. Und darf ich fragen, was Sie als übernächste Aufgabe erkennen?

**Bischof Lakra:** Auch das hat mit der Partnerschaft unserer Kirchen zu tun. Am 2. November ist bei

uns das jährliche Gedenken an die Ankunft der Gossner-Missionare. Das damit verbundene Missionsfest in Ranchi ist ein Höhepunkt unserer Partnerschaft, auf den ich mich besonders freue.

**K. Roeber:** Herr Bischof Lakra, wir möchten Ihnen für Ihren Besuch und für die Antworten auf unsere Fragen danken. Möchten Sie auch noch eine Frage an uns richten, über die wir bis zu Ihrem nächsten Besuch nachdenken sollten?

**Bischof Lakra** (lacht überrascht und etwas verlegen): Ihr macht euch schon viele Gedanken und



Christen der Gossner Kirche feiern das Osterfest bei den Gräbern der Angehörigen.

da sollte ich noch eine Frage zusätzlich stellen? Vielleicht diese: Was steckt eigentlich hinter der Beobachtung, dass unsere Gemeinden wachsen und hinter eurer Sorge über die Kirche als Minderheit? Was ist der Unterschied von Vermehrung der Gemeindeglieder und Wachstum in der Mission Gottes?

**K. Roeber:** Vielen Dank. Und bis zum nächsten Mal! ■

## Generalsekretär des YMCA in Ranchi geht in den Ruhestand

Es war schon ein bewegendes Ereignis, als am 17. November 2002 mehr als 600 Menschen von Nityananda Naik offiziell Abschied nahmen. Sie kamen nicht nur von den verschiedenen YMCAs in ganz Indien, auch Freunde aus Japan, Norwegen und Deutschland waren vertreten, mit denen ihn eine jahrzehntelange Freundschaft verbindet.

Nityananda Naik hat zum 31. Dezember nach 33 Jahren Dienst im YMCA (Christlicher Verein Junger Männer) Ranchi seinen Posten als Generalsekretär im Alter von 62 Jahren aufgegeben. Allein das ist schon bemerkenswert. Er ist noch energiegeladener, frisch und phantasievoll, tritt aber ganz bewusst ins zweite Glied zurück, um jüngeren Leuten Platz zu machen. Der Nachfolger ist schon bestimmt, Mr. Emmanuel Sanga, ein langjähriger und erfahrener Mitarbeiter wird die bisherige Arbeit weiterführen.

### Rückblick

Mr. Naik hat ein bewegtes Leben hinter sich. Geboren wurde er in einem kleinen Dorf an der Küste Orissas. Als er im Alter von sechs Jahren seinen Vater verlor, zog seine Mutter mit ihm nach Cuttack (Orissa), wo er eine gute Ausbildung erhielt und es bis zum Rechtsanwalt am High Court brachte. Diese Karriere gab er nach seiner Hochzeit im Jahr 1964 auf und begann eine neue Tätigkeit beim YMCA in Cuttack. Nach seinem YMCA-Training in Bangalore, wo ich selbst ihm zum ersten Mal begegnet bin, baute er 1969 in Ranchi ei-

nen YMCA auf. Wir trafen ihn dort wieder im Jahr 1971 und waren beeindruckt von seinem Programm. Die meisten YMCAs in Indien sind bekannt dafür, dass sie mit ihrer christlichen Ausrichtung gleichzeitig sportliche und kulturelle Programme anbieten und vor allem sich der städtischen Jugend in einem modernen urbanen Bild präsentieren. Dazu gehören neben englischen Sprach- und Diskussionskursen auch gesellschaftliche Programme. Das alles spielte in Ranchi nur eine untergeordnete Rolle.

### Naiks Impulse: Den Schwächsten dienen

Mr. Naik gab dem YMCA sein eigenes Gepräge. Von Anfang an standen soziale Programme für die Slums von Ranchi und die verarmten Dörfer von Chotanagpur im Mittelpunkt der Arbeit. So folgte dem Zentrum in der Old Hazaribagh Road bald das Vocational Training Centre mit Kursen für die in Indien so vernachlässigte praktische Berufsausbildung, eine Gesundheitsstation in Islamnagar, mitten in einem moslemischen Viertel, in dem sonst keine christliche Or-



ganisation geduldet worden wäre – es im übrigen auch keine versucht hat! Gleichzeitig wurde mit der inzwischen fast zum Markenzeichen gewordenen »Schule unter der Brücke« ein zentrales Problem aufgegriffen: die Förderung der schulischen Bildung für solche Bevölkerungsgruppen, die bisher keinen Zugang zum formalen Ausbildungssystem gefunden hatten. Bis heute werden Kinder aus den umliegenden Slums hier im Freien unter der Brücke unterrichtet und motiviert bis sie ihre Scheu überwinden und es sich zutrauen, eine der öffentlichen Schulen zu besuchen. Inzwischen ist die Schule zusätzlich mit einem Lepraprogramm kombiniert.

Das alles haben die Leser der Gossner Mission Information in den letzten Jahren mitverfolgen können. Dabei hat Mr. Naik immer wieder sein unverwechselbares Profil gezeigt. Er hat die Fähigkeit, Menschen für sich und für die Unterstützung seiner Anliegen zu gewinnen. Nicht weniger als 26 Länder zählt die Liste seiner Auslandsreisen, wobei die Länder Japan, Norwegen und



Der YMCA Ranchi ist Träger vieler sozialer Projekte in Slumsiedlungen. Dazu gehören Handarbeitskurse für junge Muslima, die keine Chance auf eine berufliche Ausbildung haben.

Großbritannien mit jeweils längeren Arbeitsaufenthalten im Vordergrund stehen. Das Erstaunliche an ihm ist, dass er mit seinem Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bis heute immer wieder neue Aufgaben angepackt hat. Gerade jetzt läuft ein Programm unter dem Namen »Verantwortliche Elternschaft« an, bei dem die in Indien so notwendige Familienplanung in einen übergreifenden Zusammenhang gestellt wird. Drogen- und Suchtbekämpfung gehört ebenso zu den Anliegen wie ganz neue »Kids-Programme«, die auf die Situation der modernen städtischen Entwicklung eingehen.

#### Die Ökumene fördern

Nicht zuletzt muss das ökumenische Engagement von Mr. Naik erwähnt werden. Er hatte schon immer versucht, möglichst viele Kirchen in Ranchi mit in die Verantwortung zu nehmen, ohne dabei eine kirchliche Engführung der Arbeit des YMCA zu riskieren. Hindus und Moslems sind selbstverständlich mit in den Leitungsgremien und gehören

auch zu den lokalen Sponsoren dieser Arbeit. – Die Krönung seiner ökumenischen Bemühungen war die Bildung des All Churches Committee (ACC) in Ranchi, das mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland vergleichbar ist. Dort sind inzwischen mehr als 12 Kirchen und kirchliche Gruppierungen zusammengeschlossen, von den Katholiken bis hin zu den Pfingstlern. Und sie arbeiten alle konstruktiv zusammen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Mr. Naik auch jetzt noch einmal in seinem Amt als Schriftführer bestätigt wurde. Dies ist eigentlich der wichtigste und aktivste Posten in dieser lockeren Organisation der Kirchen ohne hauptamtliche Angestellte. Es ist noch viel Motivationsarbeit zu leisten, damit das Interesse an dieser Zusammenarbeit nicht erlahmt, gerade bei den drei großen Kirchen.

So war die Verabschiedung des Generalsekretärs Nityanada Naik, der mit dem YMCA Ranchi in 33 Jahren eine erstaunlich offene und von allen Seiten anerkannte christliche Sozialarbeit

buchstäblich aus dem Nichts aufgebaut hat, kein Abschied von Ranchi. Er wird weiterhin als Berater für die Gemeinwesenarbeit zur Verfügung stehen, und wir werden sicher in den nächsten Jahren noch manches von ihm hören, aber auch von der Arbeit des YMCA unter seinem Nachfolger Emmanuel Sanga, mit dem ihn ein gutes Vertrauensverhältnis verbindet. Für uns in Deutschland sind die Beziehungen zum YMCA in Ranchi immer ein wichtiger Faktor gewesen, um über die Partnerschaft zur Evangelisch-lutherischen Gossner Kirche hinaus den Weg zu den anderen Kirchen und den sozialen Problemen in Chotanagpur insgesamt offen zu halten. Dabei verdanken wir gerade dem scheidenden Generalsekretär sehr viel, wie unzählige Besucherinnen und Besucher, die ihn und seine Arbeit kennengelernt haben, zweifellos bestätigen können.

Dieter Hecker,  
ehemaliger Direktor  
der Gossner Mission

## Endspiel im Rodtmann Cup

Neben der Armutsbekämpfung und der Aids-Aufklärung hat sich die Gossner Mission in Naluyanda von Anfang an auch der Jugendsportarbeit gewidmet. Im Rahmen dieser Tradition hat das Ehepaar Hauke-Maria und Herrmann Rodtmann, das hier von 1997 bis 2000 die Sambia-Arbeit der Gossner Mission geleitet hat, einen begehrten Pokal gestiftet. Der jetzige Projektleiter, Pfarrer Reinhart Kraft, berichtet von der Austragung des Fußball-Cups im November 2002.

Im Vorfeld gab es heftige Turbulenzen. Das Halbfinale im Fußball endete mit einem Elfmeterschießen. Als nun die »Kabakomba Lions« ihren ersten Torschuss vergeigt und andererseits »Jugend von Chibwe« zwei Torschüsse erfolgreich verwandelt hatte, da konnte niemand den Jubel der Chibwe-Fans mehr stoppen. Sie stürmten den Platz

er unterlag der Macht des Faktischen. Gegen den Jubel der Frauen und die Fäuste der Männer war nicht anzukommen. Das Sportkomitee musste zusammenkommen. Auf dem Tisch lag das zerfetzte Hemd des Schiedsrichters. Man debattierte mit Leidenschaft. Die Gossner Mission ließ mit Bestimmtheit verlauten, die Preisgelder der Spender, die

das Bein, aber – und das ist das, was wirklich zählt – Kabakomba schlug Chibwe vier zu null und zog nun triumphierend ins Finale.

### Anpfiff

Heute nun, am 17. November ist Endspiel in Kapopo. Es ist ein Sonntag, ein Tag wie Samt und Seide, die Sonne steht hoch am Himmel, es geht eine leichte Brise. Nach den ersten kräftigen Regenfällen vor drei Wochen ist es grün im Busch. Kein Wölkchen deutet auf Regen, der hier eigentlich dringend gebraucht würde. Erst gehen die Leute zur Kirche und dann gehen sie weite Wege, um ihr Team zu unterstützen. Man sieht sich, man grüßt sich, man schwatzt und lacht. Man steht am Spielfeldrand oder sitzt auf dem weitläufigen Gelände und genießt die Schönheit des Tages. Erst einmal spielen die Frauen ihr Endspiel im Netzbasketball Turnier. Das ist eine vereinfachte Form von Basketball. Man spielt mit großem Geschick und viel Körpereinsatz, fast alle sind barfuß. Das Feld ist eine einzige Staubwolke rundum dicht gepackt von begeisterten Zuschauern. Immer wenn eine Frauschaft einen Korb geworfen hat, stürmen die



und trugen ihre Helden tanzend vom Feld der Ehre, obwohl das Spiel noch gar nicht zu Ende war. Der Schiedsrichter versuchte vergeblich, die Partie fortzusetzen, bis jede Mannschaft ihre fünf Torschüsse absolviert hat. Aber

dem Turnier den Namen gaben, würden nur dann ausgezahlt, wenn eine von allen akzeptierte Lösung zustande kommt. So entschied man sich schließlich, das umstrittene Spiel zu wiederholen. Dabei brach sich ein Spieler

jeweiligen Anhänger tanzend aufs Spielfeld.

### Überschäumende Freude

Danach ist dann Anpfiff für das Fußballendspiel. Es dauert seine Zeit, bis alle Fans, Liebhaber, vielleicht auch Medizinmänner der Spieler endlich den Platz verlassen haben, bis der Schiedsrichter die Spieler gezählt und sich überzeugt hat, dass keine geliehenen Profis eingeschmuggelt sind.

Dann darf es endlich losgehen. Das Spiel ist schnell, ausgesprochen fair, teilweise technisch brillant aber etwas planlos. Wiederum sind einige Spieler barfuß. Es ist unbegreiflich, wie sie da einen langen Pass gezielt und schmerzfrei schlagen können. Etwa fünfhundert Leute haben sich um das Spielfeld versammelt und feiern jeden gelungenen Spielzug mit Applaus und heller Freude. Die Luft ist mit Gesang erfüllt, denn auf beiden Seiten unterstützen Frauengruppen ihre Helden mit rhythmischen stets sich wiederholenden getanzen Liedern. Und wenn dann ein Tor fällt, dann bricht die Menge in Jubel aus, stürmt auf das Spielfeld, lässt ihrer Freude tanzend freien Lauf, berührt und umfächelt den Schützen, den Helden. Erst, wenn sich der Staub gelegt hat, kann es weitergehen. Nach den Turbulenzen vorher war es ein schönes und faires Spiel, keiner ist verletzt, niemand beschwert sich. Es dämmt bereits, als die Preisgelder unter viel Beifall auf die ersten vier Plätze im Frauennetzball und im Männerfußball verteilt werden – man denkt dabei an letztes Jahr, wo alles Preisgeld in der Tasche eines Funktionärs verschwunden war. So geht ein schöner Tag würdig zu Ende. Man darf ihn in Erinnerung behalten. ■

## Sambias Frauen begehren auf

**Für eine Woche zogen die sambischen Mitarbeiter Brenda und Charles als »Missionare« in puncto Menschenrechte durch die Dörfer Naluyandas. Ihr Ziel war es, mit den Familien – insbesondere den Frauen – die tradierten Geschlechterrollen kritisch zu reflektieren und zu einem Umdenken anzuregen. Ein ungewöhnliches Unterfangen, das einiges in Bewegung brachte.**

### Eine heiße Diskussion im Busch

Zögernd nähern sich die Männer und Frauen dem vereinbarten Treffpunkt für das Seminar über Menschenrechte. Was kommt auf sie zu? Was haben sie zu erwarten? Die Frauen setzen sich wie immer auf die Erde, während für die Männer Bänke oder Kästen aufgestellt sind. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind schlicht gekleidet, sind sie doch alle gleichermaßen arm, doch es fällt auf, dass die meisten Männer immerhin so etwas wie Lederschuhe tragen, während die Frauen simple Plastiksandalen anhaben.

### Argumentieren mit der Bibel

Brenda eröffnet die Diskussion: Sie konstatiert, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter in der sambischen Verfassung verankert ist. Doch wie sieht die Wirklichkeit aus? Nach wie vor besteht die ungebrochene Auffassung der Überlegenheit des Mannes. So beruft sich ein Mann in Sikenia darauf, dass die Frau aus der Rippe des Mannes genommen sei und sie deshalb kein vollwertiges menschliches Wesen sein könne. Vielmehr habe Gott sie als Hilfe für den

Mann geschaffen und eine Hilfe habe kein Recht darauf, eigene Entscheidungen zu treffen. Der Trainer Charles beruft sich auch auf die Bibel und gibt zu bedenken, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf – als Mann und als Frau. Die Frauen, obwohl in der Überzahl, schweigen bei diesem Disput.

Auf die Frage Brendas, ob es Sklaven gebe, bejahen die Männer diese. In ihren Augen sind die Frauen die Sklaven. Brenda führt weiter aus, wie die Frauen als »invisible farmer«, als unsichtbare Landarbeiter, behandelt werden – unsichtbare Arbeitskräfte, die morgens vor Sonnenaufgang aufstehen und aufs Feld gehen, Wasser und Feuerholz holen, Frühstück machen, waschen, kochen tagtäglich geschunden werden und doch keinen Anteil am Einkommen haben.

Und die Kinder? Anschauliche Bilder benutzt Brenda, um zu zeigen, wie sie missbraucht werden. Sie sind die Hacke, die das Feld bearbeitet, sie sind die Schubkarre, mit der Mais transportiert wird, manche Mädchen werden zur Fußmatte gemacht, indem sie zur Prostitution gezwungen werden. Je mehr Kinder, desto mehr Arbeitskräfte stehen der Familie zur Verfü-

gung. In diesem Zusammenhang beruft sich ein Mann auf eine weitere Bibelstelle: »Seid fruchtbar und mehret euch«. Das Kinderkriegen dürfe erst aufhören, wenn Gott selbst es beendet. Die Trainerin entgegnet diesem Argument mit der Frage: »Wie viele Kinder kannst du ernähren und in die Schule schicken?«.

### Männermeinungen

Die anwesenden Männer sind sich einig: der Mann sei das Oberhaupt der Familie, dem Respekt gebührt. Die Mädchen werden dazu erzogen, unterwürfig zu sein, sich nicht zu beklagen und ihren Ehemännern nicht zu widersprechen. Viele Männer zeigen den Frauen ganz bewusst nicht einmal ihre Zuneigung, weil sie der Auffassung sind, dass das die Frauen verderben würde. Da wendet sich Brenda an die Frauen mit der Frage: »Wollt Ihr wissen, ob Eure Männer Euch lieben?« »Ja!«, hallt es begeistert im Chor zurück. Weitere heiße Eisen, die angesprochen werden, sind: das Recht der Frau auf Eigentum, wenn sie verwitwet ist, das Recht auf freie Meinungsäußerung und das Recht auf Wahl der eigenen Kirche.

Es ist erstaunlich, dass die Frauen gar nicht so niedergedrückt wirken, wie man erwarten müsste. Sie klatschen zustimmend, wenn ihre Situation treffend beschrieben wird und einige sind auch so mutig, in Gegenwart der Männer selbst erlittenes Unrecht anzusprechen. Manchmal wird kräftig gelacht. Es ist schwer einzuschätzen, was in den Frauen vorgeht und wie sie ihren Leidensdruck selbst erleben.

Beim Thema »Landrecht« fühlen sich die Männer und Frauen

gleichermaßen angesprochen. Der Dorfälteste hat in Sambia das Recht, das Land zu verteilen. Ihm ist es auch möglich, nach eigenem Ermessen, ungebetene Bewohner aus dem Dorf zu verweisen. Niemand der anwesenden Seminar Teilnehmer kennt hierzu die tatsächliche Rechtslage, so dass sich alle einig sind, dass sie mehr Information benötigen.

Es ist zu fragen, wie die Gossner Mission auf die geäußerten Wünsche nach mehr Aufklärung eingeht. Wird damit nicht nur Unfrieden gestiftet und werden die Frauen nicht unglücklich gemacht, wenn sie ihre Unterdrückung zunehmend erkennen, ohne sich daraus befreien zu können? Um über die Aufklärung hinaus zu spürbaren Erleichterungen für die Frauen beizutragen, wollen wir die Frauen wirtschaftlich stärken. Im nächsten Seminar werden Brenda und Charles ihnen grundlegende Kenntnisse im Kleinhandel vermitteln. Über die zunehmende wirtschaftliche Unabhängigkeit können auch Selbstbewusstsein und Autonomie wachsen.

Schwierig wird es sein, den Männern deutlich zu machen, dass sie durch die Stärkung der Frauen nicht nur verlieren, sondern auf Dauer gewinnen werden. Wenn die Frau mitentscheiden kann, können beide ihre familiäre und



wirtschaftliche Situation verbessern.

Es ist ein hartes Stück Arbeit, gegen die über Generationen tradierten Gewohnheiten anzugehen. Erinnern wir uns an unsere Geschichte. Wie lange hat es gebraucht, bis Kants Aufruf zum Mündigwerden sich in unserer Gesellschaft durchgesetzt hat. Und dies ist bis heute kein abgeschlossener Prozess. In Naluyanda ist »der Keim zur freien Denkungsart« aufgegangen, er kann in seiner Entwicklung gestört, aber nicht mehr aufgehalten werden – eine Hoffnung für Männer und Frauen. »Kommt bald wieder. Wir wollen unsere Bräuche ändern, die die Würde der Frauen verletzen!«, so die einhellige Meinung der Seminarteilnehmer und -teilnehmerinnen.

Elisabeth und Reinhart Kraft, Mitarbeiter der Gossner Mission in Sambia

# Fürbitten in der Fastenzeit

»Weint nicht über mich, sondern weint über euch und eure Kinder« (Lk 23, 28 aus Lk 23, 26-31)

## Frauen - die Trägerinnen der Passion

Liebe Freundinnen und Freunde der Gossner Mission, für die Passionszeit bieten wir Ihnen wieder sieben Gebete an. So können Sie sich für jede Woche der Passionszeit ein Thema vornehmen und die Gebete in Passionsandachten oder Gottesdienste aufnehmen. Wie in der letzten Gossner Mission Information angekündigt, haben wir zu den Themen der Gebete ein Materialpaket zusammengestellt, das bei uns angefordert werden kann. Sie können auch für jeden Tag der Woche ein Gebet auswählen.

Wir haben uns dieses Jahr vorgenommen, unseren Blick in der Passionszeit auf die Frauen zu richten. Sie erleiden an vielen Stellen die besondere Härte gesellschaftlicher Probleme. In der biblischen Passionsgeschichte waren es die Frauen, die beim Verurteilten und Gekreuzigten blieben. Wir wollen aufspüren: Wo sind heute die Verurteilten und Gedemütigten, wo tragen Frauen diese Passionen mit, wo stehen Frauen am Kreuz, und wo setzen sie Zeichen der Auferstehung. Zu jeder Fürbitte haben wir eine biblische Geschichte ausgewählt und einen Vers in den Mittelpunkt unseres Nachdenkens gestellt.



»Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der der einzige Sohn seiner Mutter war, und sie war eine Witwe; und eine große Menge aus der Stadt ging mit ihr. Und als sie der Herr sah, jammerte sie ihn, und er sprach zu ihr: Weine nicht!« (Lk 7 12-14 aus Lk 7, 11-17)

## Frauen in Indien

In der indischen Gesellschaft haben Frauen, insbesondere Witwen und alleinlebende Frauen, einen schweren Stand. Das Evangelium, in dem Jesus sich der Witwe und dem in Indien als unrein geltenden Leichnam ihres Sohnes zuwendet, hat dort einen besonders befreienden Klang. In allen Gemeinden der Gossner Kirche treffen sich die Frauen zum Gebet, zum Bibelstudium und zum Austausch. Die Frauenarbeit entwickelt Fortbildungsprogramme, bei denen die Frauen lernen, sich in Kooperativen zusammenzutun und ihre traditionellen Produkte zu vermarkten. So können Frauen selber ihr Überleben und das ihrer Familien sichern. Im kirchlichen Leben tragen die Frauen einen großen Teil der Finanzierung, indem sie als Kollekte einen Teil ihres Reisvorrates abgeben. Nun wollen die Frauen auch in der Kirchenleitung mehr Verantwortung übernehmen.

Gott, wir bitten für die Frauen in Indien, dass sie durch deine Zuwendung ihre Stärke spüren, sich gegenseitig helfen und ihre Rolle in der Kirche neu finden können.  
Gott, erbarme dich.

»Nach drei Monaten wurde Juda angesagt: Deine Schwiegertochter Tamar hat Hurerei getrieben; und siehe, sie ist davon schwanger geworden. Juda sprach: Führt sie heraus, dass sie verbrannt werde.«

(1. Mose 38, 24 aus 1. Mose 38)

## Frauen in Nepal

Die Witwe Tamar, von der im ersten Buch Mose berichtet wird, prostituiert sich ihrem Schwiegervater, um zu ihrem Recht zu kommen, ihren Schwager zu heiraten. Ihr Schwiegervater Juda erkennt seinen Fehler an, das Todesurteil wird nicht vollstreckt, Tamar gebiert Zwillinge. Ob ihre vollen Rechte wiederhergestellt werden, bleibt offen.

Viele junge Frauen und Mädchen in Nepal werden mit dem Versprechen eines guten Jobs als Hausangestellte nach Indien gelockt. Dort werden sie dann in die Prostitution gezwungen. Für die Frauen, die zurückkehren können oder müssen, hat eine christliche Initiative ein Projekt aufgebaut, das ihnen ermöglicht, Berufe zu erlernen und sich an einem neuen Ort wieder in das gesellschaftliche Leben einzugliedern.

Gott, wir bitten für die Frauen in Nepal, die nachdem sie ihren Körper verkaufen mussten, Wege finden, zu ihrem Recht zu kommen, um wieder einen Platz in der Gemeinschaft zu finden. Wir bitten für die Frauenarbeit der UMN. Gott, erbarme dich.



»Die törichten Jungfrauen aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn unsre Lampen verlöschen. Da antworteten die klugen und sprachen: Nein, sonst würde es für uns und euch nicht genug sein; geht aber zum Kaufmann und kauft für euch selbst.« (Mt 25, 8-9 aus Mt 25, 1-12)

## Frauen in Sambia

Im Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen werden Frauen gegeneinander ausgespielt. Das Öl reicht nur für die, die es mitgebracht haben, die anderen, die nicht vorgesorgt haben, werden vom Fest ausgeschlossen. Dies Gleichnis kann auch an die ungerechte Verteilung der Güter dieser Erde erinnern: Die Menschen auf der einen Seite der Gesellschaft, sind in der Lage, vorzusorgen, die auf der anderen Seite leben von der Hand in den Mund, da ihr Land nicht mehr genug Güter zum Überleben hergibt und ihre Volkswirtschaft nicht genug Arbeitsplätze bereitstellt.

In Sambia ist ganz besonders deutlich, wie die Frauen an den gesellschaftlichen Umbrüchen zu tragen haben. Sie halten das Leben der Familien aufrecht, sie pflanzen und bebauen, sie tragen Wasser, was-

schen, erziehen und ernähren die Kinder. In den Projekten, die die

Gossner Mission in Sambia unterstützt, schließen

Frauen sich zusammen, um gemeinsam Produkte zu vermarkten. So werden die Güter gemeinsam zum Nutzen aller bearbeitet.

Gott, Wir bitten für die Frauen, die miteinander in Konkurrenz stehen. Mögen sie Wege finden, ihr Können und ihre Ressourcen miteinander zu teilen. Wir bitten für die Frauenprojekte in Sambia.

Gott, erbarme dich.

»Eine Frau, wenn sie gebiert, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.«  
(Joh 16, 21 aus Joh 16, 16-24)

## Frauen in Osteuropa

Eine schwere Geburt. In einer der »Abschiedsreden« Jesu aus dem Johannesevangelium wird dieses Bild aus der Erfahrungswelt der Frauen benutzt. Wenn es doch immer so wäre, dass die Traurigkeit in Freude verwandelt wird (aus Vers 20)! Wie oft setzen sich die Schmerzen von Frauen fort: Wenn sie von ihren Ehemännern geschlagen werden, wenn sie mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert sind.

In unserem Partnerprojekt, der Diakonie in Most, Tschechien, wurde auf die Not der von häuslicher Gewalt betroffenen Frauen geantwortet. Endlich gibt es ein Frauenhaus, in dem Frauen eine Zeitlang wohnen können, soziale und psychologische Beratung in Anspruch nehmen und erste Schritte in Richtung Berufstätigkeit machen können.

Gott, Wir bitten für alle Frauen, die in ihrem Haus Gewalt erleiden oder in der eigenen Ausübung von Gewalt gefangen sind. Möge ihre Traurigkeit in Freude verwandelt werden, indem sie eine Zufluchtstätte finden, die sie aus der Spirale der Gewalt befreit. Wir bitten für das Frauenhaus in Most. Gott, erbarme dich.



Da stand Abraham früh am Morgen auf und nahm Brot und einen Schlauch mit Wasser und legte es Hagar auf ihre Schulter, dazu den Knaben, und schickte sie fort. Da zog sie hin und irrte in der Wüste umher bei Beerscheba.  
(1. Mose 21, 14 aus 1. Mose 21, 1-21)

## Frauen auf der Flucht

Hagar, die Magd von Abrahams Frau Sara, die mit dem Mann im Auftrag ihrer Herrin einen Sohn zeugt, wird dann von der Familie vertrieben. Sie steht für die Millionen Frauen, die weltweit auf der Flucht sind. Hagar hat Glück. Gott erbarmt sich und zeigt ihr durch einen Engel, einen Boten, eine Quelle. Sie überleben, der Sohn wächst in der Wüste auf und Hagar sucht ihm eine Ehefrau aus Ägypten.

In den weltweiten Migrationsbewegungen haben Frauen die schlechteren Chancen. Ihre Fluchtgründe werden nicht anerkannt, in den Ländern ihres Asyls haben sie Rechte nur im Zusammenhang mit ihren Ehemännern, sie müssen für Kinder sorgen, sie können schlecht Arbeit finden, sie leben jahrelang in Lagern. In den Bundesländern Deutschlands widmen sich die Flüchtlingsräte, Zusammenschlüsse vieler Organisationen, der Flüchtlinge. Sie helfen in konkreten Notlagen, setzen sich für gesetzliche Verbesserungen ein, unterstützen die Flüchtlinge bei ihren Forderungen.

Gott, wir bitten für alle Migrantinnen. Dass Sie Boten und Botinnen finden mögen, die ihnen Quellen zum Überleben zeigen, die ihnen in der Fremde helfen, sich eine eigene Existenz aufzubauen. Wir bitten für die Arbeit der Flüchtlingsräte. Gott, erbarme dich.



»Und sie backten aus dem rohen Teig, den sie aus Ägypten mitbrachten, ungesäuerte Brote; denn er war nicht gesäuert, weil sie aus Ägypten weggetrieben wurden und sich nicht länger aufhalten konnten und keine Wegzehrung zubereitet hatten.« (2. Mose 12, 39 aus 2. Mose 12, 31-42)

## Zwangsarbeiterinnen

In der letzten Woche der Passionszeit erinnern wir mit dem Gedenken an Jesu letztes Abendmahl auch an den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten. Mit der Pessachfeier wird im Judentum an die Umstände der Befreiung von der Sklaverei erinnert, unter anderem mit der Tradition des ungesäuerten Brotes. Eine solche Erinnerung macht deutlich, wie die Erfahrung der Versklavung im Leben der Einzelnen und eines Volkes weiterwirkt.

Aus persönlichen Berichten ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und deren Töchter wird deutlich, wie deren Leben in mehrfacher Weise gebrochen wurde. Sie wurden nicht nur in den deutschen Arbeitslagern ausgebeutet,

nach ihrer Rückkehr in ihre Herkunftsländer wurden sie ausgegrenzt und benachteiligt, sie wagten nicht, über das Erlebte zu sprechen, sie warteten Jahrzehnte auf eine Wiedergutmachung.

Gott, wir bitten für Frauen in Arbeitslagern, wir bitten für Frauen, die einer Versklavung entkommen konnten, wir denken an ihre seelischen und körperlichen Narben. Wir bitten für unsere Partnerinnen in Russland und in der Ukraine.

Gott, erbarme dich.

»Als nun Jesus in Betanien war im Hause Simons des Aussätzigen, trat zu ihm eine Frau, die hatte ein Glas mit kostbarem Salböl und goss es auf sein Haupt, als er zu Tisch saß. Als das die Jünger sahen, wurden sie unwillig und sprachen: Wozu diese Vergeudung?« (Mt 26, 6-8 aus Mt 26, 6-13)

## Frauen in unserer Nachbarschaft

Über diese Frau aus dem Matthäusevangelium erfahren wir nichts, außer, dass sie sich etwas traut, dass sie etwas einbringt, das nicht vorgesehen war. Der Rest der Geschichte ist Kommentar und Gegenkommentar, öffentliche Demütigung und Genugtuung. Welche Frau in unserem Bekanntenkreis könnte das sein, wo ist unser Ort in dieser Geschichte?

In unserer Gesellschaft gibt es nach wie vor viele offene und versteckte Formen der Demütigung und Benachteiligung von Frauen. Und es gibt viele Projekte, die das Engagement von Frauen und für Frauen aufnehmen.

Gott, wir bitten für die mutigen Frauen, wir bitten für die Einrichtungen in unserer Umgebung, die sich für Frauen einsetzen, in denen Frauen sich und ihrem Umfeld etwas Gutes tun. Wir bitten für diese engagierten Frauen. Gott, erbarme dich.



## Eine Karikatur aus Nepal

Karikaturen können in Zeiten politischer Unsicherheit vieles, manchmal Tief- und Hintergrundgründiges aussagen, so etwa eine Karikatur aus »The Kathmandu Post« vom 05.12.2002.

Worauf viele Menschen in Nepal seit langem hoffen: dass Gespräche zwischen den beiden Seiten – der Regierung (den Parteien, dem König ) und den Maoisten – endlich in Gang kommen. Worauf viele warten: dass konkrete Schritte aufeinander zu sichtbar werden. Wonach sich viele sehnen und dafür beten: dass Zeichen des Friedens und der Versöhnung spürbar werden, was in diesen Tagen näher zu rücken scheint. Das Rote Kreuz erklärt seine Bereitschaft zu vermitteln. Von der Führung der Maoisten wird die Bildung eines Verhandlungskomitees und der Verzicht auf Angriffe auf Menschen und Versorgungseinrichtungen bekannt gegeben. In einer solchen Zeit veröffentlicht die Kathmandu Post diese Karikatur.

### Friedensverhandlungen, die Ängste wecken

Die Zeitung in der Karikatur verkündet die Bereitschaft der Maoisten zu Gesprächen. Kleidung

und Kopfbedeckung weisen den Leser als Angehörigen der Oberschicht (Partei oder Königshaus) aus. Sein Diener mit der Mütze



der Newari – einer nachgeordneten Kaste – fragt erstaunt, ob er die Heizung anmachen soll, weil sein Herr so zittert. Das Zittern des lesend Abgebildeten scheint nicht aus freudiger Erwartung darauf zu kommen, dass endlich beide Seiten Schritte aufeinander zugehen wollen und dass sie das Wohl der Menschen in Nepal in den Vordergrund rücken. In einem Land, wo gerade ein Aus-

schluss versucht, Licht ins Dunkel der Korruption zu bringen, so dass vielleicht einige Spitzen in Parteien, Regierung oder Wirtschaft angeklagt werden; in einem Land, wo der Führer der Nepalischen Congress Partei bei einer Demonstration 10.000 Menschen aufgerufen hat, zur Demokratie zu stehen und wo der König beschuldigt wird, sich nicht verfassungsgemäß zu verhalten, hier weist die Karikatur darauf hin, dass es Leute im Hintergrund gibt, die Angst vor Gesprächen mit ihren Gegnern, den Maoisten haben; denn sie, die »Staatsfeinde Nummer 1« könnten einige der »Grundfeste« der Gesellschaft hinterfragen oder sie gar abschaffen wollen.

Ich selbst bin für Gespräche zwischen den Gegnern, weil nicht geschossen und gebombt wird, solange miteinander gesprochen wird. Schließlich kann man nicht ernsthaft miteinander reden, ohne auf die andere Seite zuzugehen und in den Verhandlungen vielleicht ein Stück voneinander zu lernen. Also freue

ich mich über erste Anzeichen für Gespräche.

## Aufrüsten zum Frieden?

Freilich machen mich andere Aussagen derselben Zeitungsausgabe skeptisch. Die selbe Nummer der Kathmandu Post berichtet vom Angebot des russischen Botschafters, gegen Terroristen in Russland erprobte Hubschrauber nach Nepal zu liefern. Ein anderer Artikel berichtet von der Zusage weiterer militärischer Unterstützung aus den USA. Solche Informationen verstärken meine Skepsis im Blick auf friedens- und versöhnungsbringende Gespräche.

Dabei haben wir alle in Nepal die Verheißung so nötig: Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer (Sach,9,9). Aber eben ein König, der Recht schafft, zum Leben hilft und das Wohl der Menschen sucht – Ziele, die in einem der ärmsten Länder der Welt so wichtig wären. Ob dies aber die Mächtigen wollen gegen manche eigenen »Vorrechte«?

Vielleicht will der Karikaturist nur einen Hinweis darauf geben, dass am Anfang aller großen Dinge »Furcht und Zittern« stehen. Sollen Gespräche in Gang kommen und erfolgreich sein, braucht es gewiss den vollen Einsatz aller. Nepal und seinen Menschen ist zu wünschen, dass sie der drohenden Gefahr entgehen, nach wenigen Jahren und ersten demokratischen Schritten wieder in eine vordemokratische Zeit zurückgebombt zu werden – gegen die Entwicklung des Landes und gegen das Wohl der Menschen. Dafür arbeiten, beten und leben wir hier und danken für Euer Mittun daheim in Deutschland. ■

## Ein Tanztheater gegen Prostitution

Mit dem Theaterstück »I am that woman - Ich bin diese Frau« reist eine kleine Theatertruppe von 25 jungen Frauen und Männern aus Kalkutta um die Welt. Die Schauspieler und Tänzer bringen mit ihrer Aufführung ihr eigenes Schicksal als Töchter und Söhne von Prostituierten auf die Bühne. In traditionellen indischen Gewändern und mit entsprechender Musik und Tanzdarbietung schildern sie das Schicksal der Frau als Objekt in einer Männergesellschaft, als Ausgebeutete und Erniedrigte, als HIV-Infizierte und schließlich an AIDS Sterbende. Die Aufführung klagt an, rüttelt auf und ermutigt zugleich, indem sie schließlich mit der Wandlung der Betroffenen in die Hindu-Göttin Kali endet, der Göttin, die gegen Unterdrückung und Tyrannei kämpft. Unsere Mitarbeiter Elske Marie und Albrecht Wolf haben dieser beeindruckenden Aufführung in Kathmandu beigewohnt und das zentrale getanzte und gesungene Lied für uns übersetzt:

Ich bin diese Frau  
Die du jeden Tag unterwegs  
siehst auf Straßen, in Bussen und  
Zügen, deren Sari, den Punkt  
zwischen den Augen, ihre Ohr-  
ringe und staubigen Fersen du  
täglich siehst. Und du fantasierst  
noch viel mehr von ihr in deinen  
Träumen.

Ich bin diese Frau  
In dem abgelegenen Dorf von Bi-  
har, wo du am Tag nicht einmal  
ihren Schatten berührst. Doch bei  
Nacht deinen Diener schickst, sie  
zu holen. Und während du in dein-  
em Luxusbett auf sie wartest,  
schwillt deine Begierde in unge-  
duldiger Vorwegnahme.  
Ich bin diese Frau.

Ich bin diese Frau  
Aus der dreckigen Sklavenreihe  
eines Teegartens in Assam, die  
du in deinen vornehmen Bunga-  
low holst, um im sanften Licht  
des Kaminfeuers mit gierigen Au-  
gen ihren nackten Leib zu ver-  
schlingen.

Ich bin diese Frau  
Aus den offenen Höfen  
Rajasthans. Du schickst sie zu ei-  
nem öffentlichen Brunnen,  
mehr als zehn Meilen entfernt,  
dir Wasser zu holen, nach zwanzig  
Meilen mit ihrem Krug zu-  
rück befehlst du ihr, sich vor  
den glühenden Ofen zu setzen,  
und dir dein Brot zu backen.  
Ich bin diese Frau.

Ich bin diese Frau  
 Mit der du intime Augenblicke  
 am Ganges, in den grünen Auen  
 des »Victoria Memorials« und in  
 dunklen Kinos verbringen willst,  
 deren Augen du malen möchtest  
 mit trügerischen Träumen, um  
 sie dann wie eine leere Zigarettenschachtel  
 wegzuwerfen,  
 wenn du in deinem blumengeschmückten  
 Wagen vorbeirauschst, um deine vorteilhafte  
 Heirat zu feiern. Alleinstehend  
 im magischen Zwielicht  
 Ich bin diese Frau.

Ich bin diese Frau  
 schuldbeladen vor den Göttern.  
 Göttliche Arroganz und Macht,  
 haben die Schande in den Bauch  
 der Jungfrau gepflanzt, so dass  
 sie wie Kunti, die ledige Mutter,  
 den eigenen Sohn auf dem Fluss  
 aussetzt, Karna – ihren eigenen  
 Sohn.

Ich bin diese Frau  
 Die einzige Hoffnung der Familie.  
 Mein Unterricht ist zu Ohr-  
 ringen geworden, mit denen  
 meine Mutter in schlechten Zei-  
 ten ihre Medizin kauft. Die  
 Schulbücher meines Bruders fi-  
 nanziert mein kleiner Nebenver-  
 dienst. Wie der schwarze Schirm  
 meinen feuchten Körper vor dem  
 Wetter schützt, so ist meine Fa-  
 milie glücklich unter dem  
 Schirm. Ihr, ihr, ihr alle, jeder von  
 euch hat so viel für mich getan  
 in den Künsten, der Literatur  
 und vielen Schriften. Ihr habt es  
 gern, mich als »Mutter« zu vere-  
 hren, macht viel Rummel um mich  
 als »Eingeborene«. Dann aber  
 zwingt ihr mich, in dunklen, ver-  
 botenen Gassen zu stehen mit  
 bemalten Lippen und mit einer  
 Öllampe in der Hand.  
 Ja – Ich bin diese Frau.

Eines Tages, vielleicht an diesem  
 oder einem andern Tag werfe ich  
 meine ganze falsche Maskerade  
 ab. Ich will etwas besonderes  
 sein. Den nackten Rücken hüllen  
 wolkengleich meine offenen Ha-  
 re. In meinen Augen leuchtet ein  
 schreckliches Feuer, furchterre-  
 gende Strahlen sprühen aus mei-  
 ner Stirn, meine Faust packt ein  
 blitzendes Schwert. Meine Knöchel  
 schlagen den Rhythmus der  
 Kriegstrommel – die Luft hallt  
 wider vom wilden Gelächter ge-  
 gen die Götter. Panik packt alles,  
 Lobeshymnen auf die Rachegöt-  
 tinnen, wie Kali erschallen . . .  
 Ich schreite voran wie ein alles  
 verzehrendes Buschfeuer, über  
 sich windende Leiber auf mei-  
 nem Weg: kopflos der Körper der  
 Zivilisation, des Fortschritts, der  
 Entwicklung und der Gesell-  
 schaft.

Vielleicht bin ich diese Frau . . .  
 Vielleicht . . . Vielleicht . . .

Elske Marie und  
 Albrecht Wolf,  
 Mitarbeiter der  
 Gossner Mission  
 in Nepal



## Leben und Arbeiten in der Lausitz

Ende Oktober besuchte eine Gruppe Industrie-Pfarrerinnen und -Pfarrer, die einem europäischen Verbund für Stadt- und Industriemission (ECG) angehören, auf Einladung der Gossner Mission und des Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt die Lausitz. Ziel solcher Besuche ist es, die Lebens- und Arbeitsbedingungen vor Ort kennen zu lernen und über gemeinsame Schritte zu mehr Gerechtigkeit und Gemeinschaft zu beraten. Teilnehmer kamen diesmal aus Tschechien, Schweden, Österreich, Niederlande und Berlin.

Es ist kalt und regnerisch auf dem Marktplatz in Kausche. Kausche ist ein Dorf im großräumigen Braunkohlerevier der Lausitz in Brandenburg. Kausche war ein Dorf. »Sieht aus hier wie in einem Villen-Vorort,« meint Eva Kavkova aus Prag. In der Tat: Die 350 Einwohner sind komplett umgezogen. Sie haben ihr altes Kausche zurückgelassen, von dem jetzt nur noch ein paar Schuttberge übrig sind. Kausche musste der LAUBAG weichen.

Der Braunkohlekonzern bestimmt so ziemlich alles in der Region. Auch heute noch, obwohl von 70.000 Beschäftigten zu DDR-Zeiten nur noch rund 10.000, kleine Firmenausgründungen mitgerechnet, geblieben sind. Das frühere Kombinat umfasste, neben dem eigentlichen Bergbau mit seinen riesigen Kohle-Baggern und kilometerlangen Förderbändern, Kraftwerke, Brikettfabriken, Maschinenbau, soziale Einrichtungen. Von den frü-

her 18 Kohlefeldern sind noch fünf in Betrieb, eine von 24 Brikettfabriken arbeitet noch.

»Zur Braunkohle gibt es keine Alternative«

Im Gespräch mit den Betriebsräten der LAUBAG erfahren wir, warum sich viele Menschen in der Region, nicht nur die in der Braunkohle Beschäftigten, an die verbliebene Arbeit klammern. Es gibt so gut wie keine Alternati-



ven. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 20 Prozent, seitdem infolge der Wende neben den Brikettfabriken und dem größten Teil des Maschinenbaus auch noch die in der Region ansässige Glasindustrie komplett verschwunden ist. »Zur Braunkohle gibt es keine Alternative!« Das hören wir oft während unseres Besuchs. Die Region aber muss dafür einen hohen Preis zahlen.

Wir sind in Welzow, einer kleinen Stadt, nahezu umzingelt von den Förderbändern und Eisenbahnlinien, die die Kohle transportieren. Welzow ist umgeben von einer Landschaft, die zerschunden und zerschunden ist von der reißenden Gewalt der Bagger. Wo diese ihr Tagewerk vollbracht haben, beginnt eine sorgfältige Renaturierung, auf die der Betriebsratsvorsitzende, Helmut Franz, nicht ohne Stolz hinweist. Aber es wird Jahrzehnte brauchen, bis aus den Sträuchern Bäume werden und die geplante Seenlandschaft mit neuem Leben erfüllt sein wird. »Immerhin wollen sie hier der Natur wieder zu ihrem Recht verhelfen,« sagt Tomás Tosicka aus dem Kohlerevier Most in Tschechien. »Bei uns bauen sie Motodrome, Pferderennbahnen und Golfplätze für die Betuchten.«

### Arbeitsplätze gegen Lebensqualität?

In Welzow hat der Betriebsrat zum abendlichen Gespräch eingeladen. Anwesend sind Vertreter der Kommune und die Ortspfarrerin, Frau Schuke. Die Fronten scheinen verhärtet. Wollen Sie nicht sehen, wie sehr die Ausweitung des Kohleabbaus Beschwerden für die hier lebenden Menschen bringt?« Pfarrerin Schuke ist aufgebracht. Welzow

ist mit seinen Schulen und Verwaltungen wichtig für die Menschen in der Umgebung. Deren Erreichbarkeit wird immer aufwändiger. Arbeitsplätze gegen Lebensqualität? Helmut Franz vom Betriebsrat bleibt hartnäckig bei seiner Position. Für ihn hat Braunkohle als Energieträger Zukunft. Die sinkenden Fördermengen und der fortdauernde Abbau von Arbeitsplätzen sprechen jedoch eigentlich dagegen. Gemeinsam Alternativen zu entwickeln, wäre gefragt. »In Schweden wurden alte Industriezentren in wenigen Jahren komplett abgewickelt,« sagt Göran Persson. »Das wurde aber begleitet durch die gezielte Ansiedlung neuer Gewerbe und die Umschulung der Beschäftigten.« In Schweden liegt die Arbeitslosigkeit bei zwei Prozent. Der Abend bringt keine wesentliche Annäherung der Standpunkte. Aber immerhin: es war das erste Gespräch dieser Art. Pfarrerin Schuke und Helmut Franz vereinbaren ein nächstes Treffen.

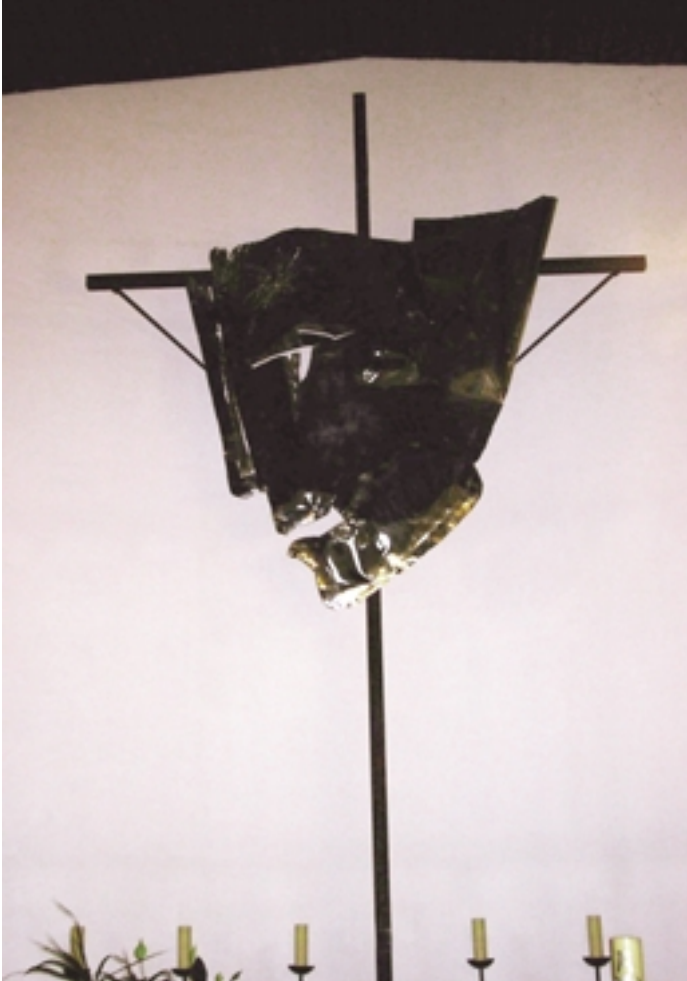
### Braunkohle und Stahl

Anderntags ins 50 km nord-östlich gelegene Eisenhüttenstadt. Die Fahrt führt vorbei am Kraftwerk »Schwarze Pumpe«. Hier haben in den 50ern junge Vikare mit Unterstützung der Gossner Mission den Weg in die Welt der Arbeiter gesucht. Wie eine Kathedrale der Moderne überragt heute »Schwarze Pumpe« mit der glitzernden Außenhaut seiner Türme alles in der Umgebung. Das Kraftwerk ist ein Vorzeigobjekt des »Aufbau Ost«, eine Insel, eine Fata Morgana?

Eisenhüttenstadt, Vorbild für die DDR-Industrialisierung, begrüßt uns mit Dauerregen. Eisenhüttenstadt war Stahl und ist

Das Dorf Kausche in der Lausitz musste komplett dem Braunkohletagebau weichen. Die Einwohner wurden mit neuen Häusern in einer Siedlung entschädigt, die Vororten von Städten ähnelt. Kritiker des Tagebaus betonen, dass mit den alten Dörfern auch ein Stück Heimat verschwindet.





Stahl. Obwohl auch hier von einigen zehntausend Beschäftigten des Kombinats heute noch 3.500 übrig geblieben sind. Das komplett modernisierte Werk gehört inzwischen zum weltgrößten Stahlhersteller, einem nahezu gesamteuropäischen Zusammenschluss mehrerer Konzerne aus Deutschland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Spanien, Globalisierung pur.

**Ausbildung für die ganze Region**

Aber Eko-Stahl hat seine Verbundenheit mit Stadt und Region

nicht verloren. Seit 1990 existiert unter seiner Regie ein Qualifizierungszentrum, das nicht nur zur Ausbildung eigenen Nachwuchses dient. »Unser Anspruch ist, etwas gegen die Arbeitslosigkeit in der Region zu unternehmen,« erläutert Dr. Winter, der Leiter des Zentrums, sein Anliegen. Seit 1990 werden hier junge Menschen in verschiedenen Berufen ausgebildet. Es gibt Orientierungskurse für Schulabbrecher im Metall-, Holz- und Malerbereich. Informelles Training für Jugendliche, die sich für kaufmännische Arbeit interessieren oder für

Computerkurse. Frauen, die vom Haus in eine Arbeit zurückwollen, finden hier die Möglichkeit, in sechswöchigen Kursen wieder an einen Beruf herangeführt zu werden. 19.500 junge Leute haben seit seiner Gründung die Kurse des Zentrums durchlaufen, eine stolze Zahl bei 41.000 aktuellen Bewohnern der Stadt und einer Arbeitslosigkeit von 17 Prozent!

**Der stählerne Christus**

Pfarrer Christoph Lange begrüßt unsere Gruppe vor dem riesigen Kreuz im Altarraum seines Gemeindezentrums. Eine Künstlerin hat ein metallenes, stark stilisiertes Christus-Antlitz am Kreuz angebracht. »In Eisenhüttenstadt sollte Kirche keinen Platz haben,« erläutert Lange. »Die Stadt sollte sozialistische Musterstadt werden.« Dass die Kirche doch gekommen ist, hängt mit dem Engagement der Gossner Mission zusammen, die hier im Wohnwagen erste Gottesdienste durchführte. Dass Kirche geblieben ist und bleiben konnte, hängt damit zusammen, dass sie sich für die Alltagsorgen und -nöte der hier lebenden und arbeitenden Menschen öffnete. Mehr vielleicht als vieles andere symbolisiert das metallene Christus-Antlitz diese Verbundenheit der Gemeinde mit den Menschen: Die Platte ist aus Eko-Stahl.

Michael Sturm,  
Referent für Gesellschafts-  
bezogene Dienste der  
Gossner Mission

# Abschiebungshaft – Missbrauch staatlicher Gewalt?

## Menschenunwürdige Bedingungen in Berliner Abschiebegefängnissen

Fährt man zwischen den S-Bahn-Stationen Berlin-Grünau und Köpenick mit der Straßenbahn, kommt man an einem Gebäudekomplex vorbei, der mit einem hohen Stacheldrahtzaun und Eisentüren umgeben ist. Es handelt sich hierbei offenkundig um ein Gefängnis. In der Tat diente dieses Gebäude zu DDR-Zeiten als Frauengefängnis, heute befinden sich dort etwa 750 bis 800 AusländerInnen monatlich in Gewahrsam.

### Freiheitsentzug zwecks Abschiebung

Im Unterschied zu anderen Gefängnisinsassen wird den hier Inhaftierten keine Straftat vorgeworfen. Ihr einziges Vergehen besteht im Nichtbesitz gültiger Aufenthaltspapiere für die Bundesrepublik. Das bedeutet, dass die Abschiebungshaft eine Freiheitsentziehung ist, die lediglich der Vorbereitung und Durchführung eines Verwaltungsaktes dient – der Abschiebung in das Herkunftsland der Migranten oder Flüchtlinge. Der Direktor des Deutschen Instituts für Menschenrechte, Percy MacLean, hat daher die Abschiebungshaft als »normales Leben Minus Freiheit« charakterisiert. Für den Flüchtlingsrat Berlin stellt sie eine unverhältnismäßige Einschränkung der Grundrechte der Betroffenen dar; Heiko Kauffmann (Vorstandsmitglied von PRO ASYL) bezeichnete die Abschiebungshaft unlängst in einem Artikel für die Frankfurter Rundschau als »demokratisch abgesicherte Barbarei«.

Diese drastische Darstellung ist angesichts der aktuellen Bedingungen im Berliner Abschiebungsgewahrsam sicher be-

rechtigt. Ungeachtet eines Beschlusses des Abgeordnetenhauses im September 2001 zur Verbesserung der Situation in Abschiebungshaft wurden wesentliche Kritikpunkte bisher nicht berücksichtigt. So können die BesucherInnen in der Regel mit den Insassen nur durch eine Trennscheibe Kontakt aufnehmen. Die Einrichtung eines Besucherraumes für Familienangehörige ist unzureichend. Die Inhaftierten können nicht selbst in den Gefängnisräumen die Fenster öffnen, da diese durch Trenngitter versperrt sind. Sie müssen sich an die Beamten wenden, wenn sie etwas Frischluft haben möchten. So litten sie im Sommer unter unerträglicher Hitze. Eine Stunde am Tag ist es den Inhaftierten erlaubt, auf einem Platz, der aufgrund seiner Umzäunung einem großen Käfig gleicht, Sport zu treiben.

### Kein Schutz für Schutzbedürftige

Die geschilderten gefängnisähnlichen Umstände führen insbesondere bei längerer Haftdauer zu einer psychischen Belastung, die gerade von Jugendlichen kaum zu verkraften ist. Die Landessynode der Evangelischen

Kirche in Berlin und Brandenburg hatte sich in diesem Zusammenhang im November 2002 für eine Begrenzung der gesetzlichen Höchstdauer der Abschiebungshaft auf drei Monate eingesetzt. »Bei Jugendlichen (unter 18 Jahren), Schwangeren, Müttern mit kleinen Kindern, Behinderten und Kranken sollte grundsätzlich auf Abschiebungshaft verzichtet und, soweit erforderlich, auf Alternativen zur Abschiebungshaft zurückgegriffen werden.«

Monatlich befinden sich circa 20 Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren in Abschiebungshaft. Damit wurde auch der zweite Beschluss des Abgeordnetenhauses zur Vermeidung von Abschiebungshaft nur unzureichend umgesetzt. Die Abgeordneten wollten erreichen, dass besonders schutzbedürftige Personen wie Jugendliche oder Schwangere nicht in Abschiebungshaft genommen werden. Der Senat hat sich in entsprechenden Stellungnahmen auf die bundesdeutsche Rechtslage bezogen, die die Inhaftierung von minderjährigen AusländerInnen ab einem Alter von 16 Jahren und die von Schwangeren in den Grenzen des Mutterschutzes ermöglicht.

## Psychische Erkrankungen als Folge der Haftbedingungen

Als Beispiel für die Situation inhaftierter Jugendlicher sei aus dem aktuellen »Fluchtpunkt« zitiert, eine Zeitung, die von der Initiative gegen Abschiebehaft und von der Internationalen Liga für Menschenrechte herausgegeben wird:

»R. kommt aus Algerien und ist das einzige Kind seiner Eltern, die während seinem siebten Lebensjahr plötzlich verschwinden. Der Großvater, bei dem R. dann aufwächst, wird Anfang 2001 ermordet. R. flieht nach Frankreich, sucht dort seine Eltern und kommt dann schließlich im Mai 2002 nach Deutschland. Er ist jetzt 16 Jahre alt. Sein im Juni 2002 gestellter Asylantrag wird als »offensichtlich un-

begründet« abgelehnt. Bei einer Fahrscheinkontrolle wird R. aufgegriffen und inhaftiert. R. ist sehr intelligent, verfügt über den Abschluss der achten Klasse, spricht fließend Französisch und bereits ausreichend Deutsch. Er ist ein kleiner, zierlicher Junge, der sichtlich unter den Haftbedingungen leidet. Anzeichen dafür sind seine Appetitlosigkeit und die damit verbundene starke Gewichtsabnahme. Er klagt über ständige Herzbeschwerden, liegt den ganzen Tag über im Bett, ist völlig in sich gekehrt und pflegt kaum irgendwelche Kontakte. Da für R. keinerlei Personaldokumente vorliegen, ist eine Passausstellung vor Ablauf von sechs Monaten nicht zu erwarten. Trotzdem kann die engagierte Rechtsanwältin nichts erreichen. Nach einem ersten gescheiterten

Abschiebungsversuch gelingt es der Ausländerbehörde, R. nach Tunesien abzuschicken. »Die Ausreisepflicht wurde durchgesetzt«, wird es abschließend in der Akte des abgeschobenen Jugendlichen heißen.

Im Berliner Abschiebungsgewahrsam befinden sich regelmäßig relativ viele, etwa 30 bis 40, Inder, unter ihnen auch Jugendliche, die der Gruppe der Sikhs angehören. Sie wurden wie viele andere Insassen des Gefängnisses kurz nach der Einreise festgenommen und in das Abschiebungsgewahrsam gebracht. Obwohl der Berliner Ausländerbehörde bekannt ist, dass die indische Botschaft Passanträge nicht zügig bearbeitet, werden die Betroffenen erst nach

sechs Monaten aus dem Abschiebungsgewahrsam entlassen. An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Abschiebungshaft als Beugehaft zur Erlangung von Reisedokumenten missbraucht wird.«

## Rechtfertigungen und Proteste

Gegen den Begriff des Missbrauchs verwahrte sich der Staatssekretär der Innenverwaltung Lutz Diwell auf einer Podiumsdiskussion, die vom Flüchtlingsrat und der Initiative gegen Abschiebehaft am 9. Dezember 2002 organisiert wurde. Für ihn gehe es nicht um den Missbrauch, sondern um die Anwendung geltenden Ausländerrechts, die auch leider im Einzelfall keine »humanitäre Willkürentscheidung« zulasse. Der Verweis auf rechtliche Grundlagen zur Durchsetzung der Abschiebungshaft darf aber nicht dazu führen, dass das Schicksal der Betroffenen außer Acht gelassen und dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit nicht Rechnung getragen wird.

In letzter Konsequenz strebt der Flüchtlingsrat die Abschaffung der Abschiebungshaft an. Als erste Schritte auf diesem Weg kann die weitere Unterstützung der Betroffenen durch individuelle Besuche und Vermittlung rechtlichen Beistandes bezeichnet werden. Dazu gehört auch der öffentliche Protest wie die regelmäßig vor den Toren des Abschiebegefängnisses stattfindende Mahnwache des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes.

Jens-Uwe Thomas,  
Flüchtlingsrat Berlin



Kurdischer Flüchtling aus der Türkei im Abschiebegefängnis Berlin-Köpenick

# »Man packt etwas an und weiß nicht, was daraus wird.«

## Die Karin-Vorberg-Stiftung in Aurich

In unserer Reihe von Porträts außergewöhnlicher und vorbildhafter Engagements von Gossner-Freundinnen und – Freunden besuchen wir diesmal den äußersten Westen, Ostfriesland, genauer die kleine Stadt Aurich. Hier wohnen Elke und Helmut Vorberg, beide im Pensionsalter, was man ihnen nicht ansieht. Beide seit 1984 aktiv in der Unterstützung des »New Life Light Center« in Govindpur, Jharkhand. Eine außergewöhnliche Initiative, an deren Beginn ein tragischer Unfall stand. Das Interview führte Michael Sturm.

M. Sturm: Erzählen Sie bitte, wie Sie dazu gekommen sind, das Projekt in Govindpur zu unterstützen.

H. Vorberg: Wir beide hatten mit Indien nichts zu tun, wohl aber unsere Tochter Karin. Das bemerkten wir jedoch erst nach ihrem tragischen Tod bei einem Autounfall. Sie war 18 Jahre alt, als es passierte. Sie wollte sich zur Agraringenieurin ausbilden. Zu ihrem Begräbnis erhielten wir von einer Gruppe Mitschüler einen Umschlag mit 400 DM für »Indien-Hilfe«.

M. Sturm: Was haben Sie damit gemacht?

H. Vorberg: Wir wussten damit zunächst nichts Rechtes anzufangen. Aber in Karins hinterlassenen Unterlagen entdeckten wir einen Schnellhefter, darin Prospekte von Organisationen, die mit Indien zu tun hatten, u.a. ein zusammengefaltetes Plakat der Gossner Mission. Wir erinnern uns noch an seine lila Farbe.

M. Sturm: Haben Sie herausgefunden, woher Karin dieses Plakat hatte?

H. Vorberg: Nein. Auf Nachfragen erfuhren wir, dass sie sich regelmäßig in einem etwas anrühigen Lokal mit Freundinnen und Freunden traf, die alle Interesse an Indien hatten. Sie wollten helfen und natürlich auch dorthin fahren. Uns überraschte das alles sehr. Man weiß so manches nicht von seinen Kindern.

Ein Gast aus Indien brachte alles ins Rollen

M. Sturm: Sie nahmen dann Kontakt zur Gossner Mission auf?

H. Vorberg: Gossner war die einzige der Organisationen aus dem Schnellhefter, die auf unsere Anfrage rasch geantwortet hat. Der damalige Direktor, Herr Hecker, bot uns sofort seine Unterstützung an. »In Kürze haben wir jemanden aus Indien zu Gast, der deutsch spricht. Wir könnten Sie besuchen.« Im März 1984 stand



dann Herr Bage, in Begleitung, dick verummt und frierend vor unserer Tür. Aber im Haus taute er sehr schnell auf und hielt uns einen wirklich begeisternden Vortrag über »sein« Projekt in Govindpur, das New-Life-Light-Center. Es würde nicht nur der Entwicklung landwirtschaftlicher Fähigkeiten der Christen, sondern aller Menschen in den Dörfern dienen. Bage betonte den Genossenschaftsgedanken des Zentrums. Es sollte ein Fonds für die Bauern gegründet werden. Wir glauben, er rechnete mit einer einmaligen Einzahlung durch uns. Was er vortrug, war überzeugend.

M. Sturm: Aber es blieb nicht bei dieser Einmalzahlung.

H. Vorberg: Wir wussten damals noch nicht, wie sich alles entwickeln würde. Wir hatten in unserem Freundeskreis herumgehört, dass die Bereitschaft groß war, im Gedenken an Karin deren Plan einer Hilfe für Indien aufzunehmen. Wir hatten schon etwas Geld gesammelt, insgesamt 3.000 DM, die wir Bage mitgeben konnten. Aber wir beide wollten darüber hinaus etwas Bleibendes. Deshalb kamen wir auf den Gedanken, die Karin-Vorberg-Stiftung zu gründen, was 1985 auch geschah.

**Persönlicher Einsatz – das A und O der erfolgreichen Stiftung**

M. Sturm: Wie viele Mitglieder zählt Ihre Stiftung heute und wie sieht es mit der inzwischen jährlichen Unterstützung aus?

H. Vorberg: Wir haben heute 30 Mitglieder und 25 zusätzliche, regelmäßige Spender. Davon sieben, die finanzkräftig sind. Die anderen kommen aus eher »kleinen Verhältnissen«. Jahr für Jahr haben wir, mit Ausnahme des ersten, rund 8.000 DM nach Govindpur geschickt. Einmal waren es sogar 14.000, als es um den Traktor ging. Ich (Helmut Vorberg) arbeite als Leiter mit drei Chören und einem Flötenorchester zusammen. Wenn wir Auftritte in Aurich und Umgebung haben, gehen die Erlöse an unsere Stiftung. Die Chor- und Orchestermmitglieder verzichten auf Gagen, im Gegenteil: Wir bezahlen selbst den Eintrittspreis für unsere eigenen Konzerte. Wir fahren mit Privatwagen, aber den Preis, den wir für einen Bus zahlen müssten, entrichten wir an die

Stiftung. Auf diesem Weg kommt ungefähr ein Drittel der Spenden zusammen.

M. Sturm: Jahr für Jahr 8.000 DM oder 4.000 Euro, ist sehr viel, auf die Dauer gesehen. Wie halten Sie die Spendenbereitschaft so hoch?

H. Vorberg: Ein bis zweimal pro Jahr erhalten wir einen Brief des heutigen Leiters, Reverend Dang, der uns vom Fortgang der Arbeit berichtet und Rechenschaft ablegt über die Verwendung der Gelder. Wir übersetzen die Briefe und verteilen sie an unsere Mitglieder und Spender. Wir fahren die Briefe 'rum und stecken sie in die Briefkästen. Nur für wenige nicht in Aurich Wohnende geben wir Geld für Briefmarken aus. Das alles macht, zusammen mit der Durchführung von Jahresversammlungen, von Ständen auf Flohmärkten, Liederabenden usw. eine Menge Arbeit. Man packt halt was an, und weiß nicht, was daraus wird.

**Das Projekt vor Ort in Augenschein nehmen**

M. Sturm: Sind Sie auch schon einmal in Indien gewesen, um sich das Projekt anzusehen?

Vorberg: Ja, zweimal. Das erste mal anlässlich unserer Silberhochzeit. Es ist bei uns in Ostfriesland Brauch, diese mit mindestens 150 Leuten zu feiern. Wir haben uns damals gesagt: Wir wollen lieber nach Govindpur fahren. Unser erster Eindruck war dann ein wenig enttäuschend. Man sah so wenig Fortschritte. Deshalb haben wir später die Anfrage nach der Finanzierung eines Traktors gerne aufgegriffen. Unsere Leute brauch-

ten etwas Sichtbares, Außergewöhnliches, für das sie bereit waren zu spenden. Beim zweiten Besuch, 1995, war dann alles schon viel besser. Wir konnten sehen, was sich alles zum Positiven verändert hatte. Das Ausbildungsprogramm für die Gemeindeführer ist wirklich sehr gut.

M. Sturm: Sie sind die einzigen aus der Gruppe, die jemals in Govindpur waren?

H. Vorberg: Mit Ausnahme von Karins damaligem Freund und dessen Freund, ja. Wir sagten schon, dass die meisten Mitglieder der Stiftung nicht über viel Geld verfügen. Da muss man zwei- oder dreimal überlegen, ob man sich eine solche Reise leisten kann.

M. Sturm: Sie beide sind also sozusagen das Bindeglied zwischen den Spendern und den Menschen im New-Life-Light-Center?

H. Vorberg: Das kann man so sagen. Es basiert, neben der Überzeugung, dass das New-Life-Light ein gutes Projekt ist, auf dem persönlichen Vertrauen.

M. Sturm: Was bedeutet Ihnen die Zusammenarbeit mit der Gossner Mission?

H. Vorberg: Wir haben den Weg nach Govindpur durch die Gossner Mission gefunden. Und wir haben sie auf diesem Weg als verlässlichen Partner erlebt. Die Gossner Mission vermittelt uns die Sicherheit, dass unsere Spenden sachgerecht verwendet werden. Sie berät uns. Dass der Asienreferent zweimal im Jahr nach Indien fährt, gibt uns das nötige Vertrauen, unsere Arbeit wie bisher fortzusetzen. ■

## Indien

### Naxalitische Rebellenanschläge in Jharkhand

Die linke Rebellenorganisation Maoist Communist Centre (MCC) ist im indischen Bundesstaat Jharkhand erneut mit einer Serie von Anschlägen hervorgetreten. Bei dem schwersten Angriff am 20. Dezember 2002 lauerten über 60 Rebellen einem Polizeikonvoi im Distrikt West Singhbhum auf und töteten 18 Personen, darunter 14 Polizisten. Zwischen Oktober 2001 und November 2002 kamen bei Kämpfen zwischen den Rebellen, die auch als „Naxaliten“ bezeichnet werden, und Sicherheitskräften 74 Polizisten und 55 Rebellen ums Leben. Neben den staatlichen Sicherheitskräften bekämpfen auch paramilitärische Gruppen, die von Großgrundbesitzern bezahlt werden, die Aufständischen. Im Süden Jharkhands ist es dem MCC gelungen, weite Gebiete zu kontrollieren und eigene Verwaltungsstrukturen aufzubauen. (Frontline, 03.01.-17.01.2003)

### Anhaltendes Bevölkerungswachstum

Indiens Bemühungen, das Bevölkerungswachstum zu kontrollieren, haben im Vergleich zu 1950 die Geburtenrate von sechs auf drei Kinder halbiert. Doch noch immer bleibt die Bevölkerungsexplosion eines der größten gesellschaftlichen Probleme in Indien. Seit dem Überschreiten der Milliardengrenze im Jahr 2000 ist die Bevölkerung um 50 Millionen Menschen gewachsen. Methoden zur Geburtenkontrolle setzen sich in einigen Regionen nur schwer durch. (BBC, 03.12.2002)

## Nepal

### Bhutanische Flüchtlinge treten in den Hungerstreik

In einem Flüchtlingslager im östlichen Nepal sind bhutanische Flüchtlinge in den Hungerstreik getreten, um auf die Lage der insgesamt 100.000 Bhutaner in Nepal aufmerksam zu machen. Vor 10 Jahren flohen die Angehörigen der nepalischen Minderheit in Bhutan vor Bedrängungen in das Nachbarland Nepal. Menschenrechtler werfen der bhutanischen Regierung und dem König vor, die Rückkehr der Flüchtlinge zu verzögern. (Nepali Times, 10.-16.01.2003)

### Massenmigration nach Indien

Wöchentlich wandern zehntausende Nepalis nach Indien aus. Seit der Eskalation des Bürgerkrieges zwischen Maoisten und Sicherheitskräften innerhalb der letzten zwölf Monate nimmt die Zahl der Ausreisewilligen stetig zu. Die meisten kommen aus dem Kerngebiet des maoistischen Aufstandes im Westen des Landes, wo die Zivilbevölkerung unter Repressionen der Maoisten und der Sicherheitskräfte leidet und ausgeplündert wird. In Indien suchen die Auswanderer Jobs als Apfelpflücker, Straßenarbeiter, Küchenhilfen oder Rikschafahrer. (Nepali Times, 13.-20.12.2002)

## Sambia

### Große Aids-Gefahr für Mädchen durch Missbrauch

Für sambische Mädchen ist die Gefahr, mit dem HIV-Virus infiziert zu werden, fünfmal größer als für Jungen. Nach einer Studie

der Organisation Human Rights Watch sind Mädchen besonders gefährdet, da in erschreckender Weise sexueller Missbrauch Minderjähriger in Sambia zu einem Alltagsphänomen wird. Häufig werden Mädchen zu Opfern älterer Männern, die sie beaufsichtigen sollen. Schülerinnen werden von Lehrern oder auf dem Schulweg missbraucht und Waisen zur Prostitution oder zum Verkehr mit älteren Männern gezwungen. Human Rights Watch wirft der sambischen Regierung und der Polizei Untätigkeit und mangelnde Sensibilität vor. (IRIN, 28.01.2002)

### Präsident Mwanawasa befürchtet steigenden Schuldendienst

Sambias Präsident Levy Mwanawasa rechnet mit einem Ansteigen des Schuldendienstes von geplanten 200 Mio. auf 300 Mio. US\$ in diesem Jahr. Grund ist die Ankündigung des Internationalen Währungsfonds (IWF), die Initiative zum Schuldenerlass HIPC für Sambia nicht umzusetzen, falls sich die Privatisierung der staatlichen Bank Zanaco weiter verzögere. »Die Schulden untergraben unsere Entwicklungsanstrengungen, die Schuldenlast ist nun unerträglich.«, kritisierte Mwanawasa den IWF. Offen stellte Mwanawasa auch die Privatisierungsstrategie des IWF für Sambia in Frage, da weitere Arbeitsplatzverluste und nur geringer Nutzen für die dörflichen Gebiete zu erwarten seien. (BBC, 02.01.2002)

Recherchen und Text:  
Henrik Weinhold



Einführung von Direktor Treseler (l.) in der Berliner St. Marienkirche

### Personen

Zwei neue Gesichter im Gossner Team in Berlin

Mit dem neuen Direktor Tobias Treseler – er wurde im März vergangenen Jahres vom Kuratorium der Gossner Mission gewählt (vgl. seine Vorstellung in der Ausgabe 3 / 02) – und Udo Thorn als Referent für die Sambiaarbeit und für die Gesellschaftsbezogenen Dienste ist die Geschäftsstelle der Gossner Mission seit dem 1. Januar 2003 wieder komplett.



Pfarrer Udo Thorn, Jahrgang 1957, war nach dem Theologiestudium in Mainz, Tübingen und

München als Pfarrer im Dienst von Gemeinden seiner Heimatkirche Hessen-Nassau und anschließend als Studentenpfarrer in der Evangelischen Studentengemeinde in Leipzig tätig. Aus dieser Aufgabe in Leipzig hat er seit 1996 in der ökumenischen Arbeit mit ausländischen Studierenden ein studienbegleitendes und entwicklungspolitisches Programm in Sachsen aufgebaut und geleitet. Sein Interesse an der Übernahme des Doppelreferats Sambia / Gesellschaftsbezogene Dienste bei der Gossner Mission begründet Pfarrer Thorn damit, dass »in Zeiten der Globalisierung und zunehmender weltweiter Verflechtung die Verbindung zwischen den beiden Aufgabenbereichen der Gossner Mission in Deutschland und in Übersee eine wertvolle Tradition und von besonderer Bedeutung für das Lernen und Handeln« sei. Wir begrüßen unsere beiden Kollegen und freuen uns auf die Zusammenarbeit mit ihnen.

Frau Helene Borutta, geb. Bünger, verstorben

Im hohen Alter von 104 Jahren ist am 29. November vergangenen Jahres Frau Helene Borutta verstorben. Vielen unserer Leserinnen und Leser ist der Name Borutta noch vertraut. Helmut Borutta und seine Ehefrau Helene waren über viele Jahre im Auftrag der Gossner Mission in Indien tätig. Helmut Borutta war ein Experte für die Adivasi-Stammeskultur und -religionen und veröffentlichte hierüber verschiedene Forschungsarbeiten. Auch über den Indieneinsatz hinaus blieb das Ehepaar Borutta der Gossner Mission aufs engste verbunden. Unser Mitgefühl gilt allen Verwandten und Angehörigen.

Das Ehepaar Hecker ist nach einem halbjährigen Aufenthalt in Ranchi (Indien) nach Deutschland zurückgekehrt. Im Juli d. J. wird es wieder nach Ranchi ausreisen, wo Dieter Hecker erneut eine Gastdozentur am Theologischen College aufnehmen wird.

### Buch

Bildung als Herausforderung. Leben und Lernen in Zambia



AutorInnen aus Deutschland und Zambia treten anlässlich eines Studienprojektes in einen Dialog über die Probleme von formaler und nonformaler Bildung und Erziehung in der »Dritten Welt«.

Bildung als Herausforderung ist hier in einem doppelten Sinne zu verstehen: Die Herausforderungen, die die Lebensbedingungen in einem der ärmsten und am meisten von Aids bedrohten Länder der Welt für die Menschen und ihr Bildungssystem darstellen, und die Herausforderung, sich damit theoretisch und auch praktisch durch eine Begegnungsreise auseinan-

der zu setzen. Zentrales Anliegen dieses Buches ist Globales Lernen: Anerkennung und Verständnis für die Arbeit und die Situation der Zambier und die Frage, wie mit dem Erlebten hier umzugehen ist.

## Indien

### Rev. C.S.R. Topno

ist am 26. November mit der Ehrendoktorwürde des Gurukul College in Chennai (Madras) für seine Verdienste nicht nur als Moderator seiner eigenen Kirchen, sondern auch als Präsident der Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche in Indien ausgezeichnet worden. Rev. C.S.R. Topno war lange Jahre Mitglied des Kuratoriums der Gossner Mission und hat viele Gemeinden in Deutschland besucht.

### Adivasitheologie

Vom 29. November bis 1. Dezember 2002 fand das erste überregionale Seminar des Gossner Theological College in Ranchi statt zum Thema: »Adivasi Theology and Social Transformation«. Dozenten und Studierende von Theologischen Colleges in Nordindien von Shillong (Assam) bis Gujerat, Maharashtra, Uttar Pradesh, Orissa und West Bengalen waren zum Teil in dreitägigen Zugfahrten angereist. Nachdem die Dalit-Theologie seit Jahren ein fester Bestandteil der Theologischen Forschung und Ausbildung in Indien ist, hatten bisher die Vertreter der Adivasi-Christen keinen Versuch unternommen, die Theologie umfassend auf die Kultur der Adivasis zu beziehen. – Gleichzeitig wurde eine Abteilung für Adivasi Theologie beim Gossner Theological College eingerichtet, deren

Leiter the Rt. Rev. Anand Sabian Hemrom, ist.

## Veranstaltungen

**Berliner Humboldt-Universität**  
Ab dem 28. April 2003 findet wieder die Lehrveranstaltung »Markt und Menschlichkeit« mit Michael Sturm statt. Sie bereitet Studierende der Berlin-Brandenburger Kirche auf Praktika in Arbeitswelt und Diakonie vor.

**Stadtwoche für Vikare in Jena**  
Vom 12. bis 18. Mai 2003 führt die Gossner Mission eine »Stadtwoche« in Jena mit Vikarinnen und Vikaren der Thüringer Kirche zum Thema »Kirche in der Stadt – wirtschaftlich-soziales und politisches Umfeld von Kirchengemeinden« durch.

### Ökumenischer Kirchentag

28. Mai - 1. Juni 2003 in Berlin

- Wir laden ganz herzlich ein zu unserem Indien-Afrika-Fest am Samstag, 31. Mai ab 20.00 Uhr im Evangelischen Zentrum, Georgenkirchstr. 69/70. Wir wollen Musik hören, tanzen, Lesungen hören, ökumenischen Gästen begegnen und Köstlichkeiten probieren. Wir laden die Gruppen, die Projekte der Gossner Mission unterstützen, ein, ihre Arbeit mit einem Stand auf dem Fest vorzustellen. Anmeldung bitte an die Öffentlichkeitsarbeit der Gossner Mission.
- Den Informationsstand der Gossner Mission können Sie Donnerstag bis Samstag auf der AGORA (Messegelände) in der »Kojede Missionswerke« besuchen.
- Ein besonderes Angebot für Gossner-Interessierte macht Dr. Klaus Roeber, indem er Samstag, 31. Mai 12.00 Uhr im Elisabeth Krankenhaus, Lützowstr. 24-26,

## Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

### Redaktion:

Bärbel Barteczko-Schwedler

**Bildredaktion, Layout und Satz:**

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

### Gesamtherstellung:

Druckhaus am Treptower Park GmbH

### Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: 0 30 / 2 43 44 57 50

Fax: 0 30 / 2 43 44 57 52

e-mail: gossner@t-online.de

Internet: www.gossner-mission.de

### Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 100 602 37

Konto 139 300

### Fotos:

Heiner Heine (Titel), Marianne Puder (3), Jürgens (5), Ernst-Gottfried Buntrock (6), Karin Küstermann (7), Dr. Klaus Roeber (9), Henrik Weinhold (11), Reinhard Kraft (12, 14), Dr. Thomas König (15), Elvir A. (17), Michael Sturm (18, 22-24, 27, 30), Dogan M. (26), Kirsti Kiravainen (32)  
Archiv der Gossner Mission

zu einem Vortrag über Johannes Evangelista Gossners Wirken in Berlin einlädt.

- Besuchen Sie uns und andere Missionsgesellschaften auch am Abend der Begegnung, Mittwoch Abend auf der Straße Unter den Linden mit unserer »Palavercke«.
  - Drei Bischöfe aus Nordindien und Sprecherinnen und Sprecher aus anderen Ländern, die u.a. die Themen Landrechte, Aids und Nah-Ost vertreten, gestalten mit »Zeugnissen von Widerstand und Hoffnung« eine Liturgische Nacht am Freitag, 30. Mai 19.00 Uhr. (Ort im Programm und in der nächsten »Information«)
- Wir freuen uns darauf, Ihnen beim Ökumenischen Kirchentag zu begegnen.

A 4990 F  
Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin



# Projekt

**Spendenkonto:**  
**Gossner Mission**  
EDG Kiel (Filiale Berlin)  
BLZ 100 602 37  
Konto 139 300  
Kennwort: Frauen

## Förderung von Fraueninitiativen

Frauen in den durch gesellschaftliche Umbrüche gezeichneten Ländern haben eine besondere Last zu tragen:

Oftmals selbst verfolgt, geknechtet, geschlagen oder prostituiert ist es ihre Aufgabe, für das Überleben der Familie zu sorgen. Und sie nehmen das Kreuz auf – sei es in Indien, in Nepal, in Sambia, in Ost-Europa oder in Deutschland. Sie entwickeln eine Vision, tun sich zusammen und setzen Schritt für Schritt das um, was für sie in ihren jeweiligen Lebensbezügen notwendig ist. So entsteht in Indien eine Kooperative zur Vermarktung traditioneller Produkte, ein Integrationsprogramm für ehemalige Prostituierte in Nepal oder ein Frauenhaus in Tschechien. Damit die Vision Wirklichkeit werden kann, brauchen diese Frauen finanzielle Unterstützung von außen, als Anschlag und Starthilfe. Dafür er-bitten wir Ihre Spende!

